

Die vorliegende Leseprobe aus dem Roman *Schaduwspel* (Uitgeverij Manteau/WPG Uitgevers België nv, 2012) von Ellen Gerretzen entstand in Zusammenarbeit zwischen Autorin und Übersetzerin und umfasst folgende Teile:

- eine Inhaltsangabe des *Schaduwspel* („Schattenspiel“) vorausgehenden Romans *Bloedbruiloft* („Bluthochzeit“)
- eine Übersetzung der Kapitel 1 bis 7 (ein gutes Fünftel des Romans)
- Informationen zur Autorin in der Form eines Gesprächs („Wer ist Ellen G.“)

**Das geschah in *Bluthochzeit***

Wolfgang, Hauptkommissar bei der Berliner Mordkommission, ist nie über den abscheulichen Mord an seiner Freundin hinwegkommen und geht in Frühpension, um ein neues Leben zu beginnen. Weil er von einem Fehltritt in seiner Vergangenheit verfolgt wird, ist er in Berlin seines Lebens plötzlich nicht mehr sicher. Er denkt sich eine Finte aus und tut, als verlasse er Deutschland für einen Urlaub auf den Bahamas. In Wirklichkeit reist er mit seinem Freund Esteban und der attraktiven Julia in die spanische Extremadura, um dort bei der Aufklärung eines Mordes zu helfen. Es bleibt nicht bei einem Mord, und fast fällt Wolfgang selbst dem Täter zum Opfer. Gleichzeitig wird er zum Opfer seiner Vergangenheit, die ihn bis nach Spanien verfolgt und ihm beinahe zum Verhängnis wird. Er klärt die Morde in Spanien auf und bleibt im Land, bei Julia, die ihn von sich wegstößt und zugleich anzieht und mit der er so gern eine Beziehung führen würde. Doch bevor dieser Traum Wirklichkeit werden kann, muss Wolfgang wegen eines neuen Notfalls nach Berlin zurückkehren.

**Ostberlin, Prenzlauer Berg, Juni 1978**

*Es schien ein Tag wie jeder andere im Blauspecht. In dem dämmerigen Alkoven rechts neben der Tür zapfte der stämmige Wirt in seiner braunen Lederschürze routiniert Bier, während er gleichzeitig den Schankraum im Auge behielt. Die Frau mit den in der gestärkten weißen Bluse zusammengepressten Brüsten, die dem Wirt um nichts nachstand, was die Stämmigkeit betraf, füllte Nordhäuser Doppelkorn in Schnapsgläser. Sobald das Tablett voll war, hob sie es scheinbar mühelos mit einer schwungvollen Bewegung hoch und machte sich an die zigste Runde durch das nüchtern eingerichtete Lokal, in dem Arbeiter in traditioneller Kleidung bei Bier und Korn ihren Tag ausklingen ließen. Tische und Stühle aus dunklem Holz, ein gut gezapftes Glas Bier, einen Schnaps und die Gesellschaft von Kameraden - mehr brauchte eine Kneipe nicht zu bieten zu haben. Das Ritual war für alle deutlich erkennbar: Die Frau mit den Brüsten ersetzte leere Gläser durch volle. So einfach war das Leben im Blauspecht. Der Mann an dem Tisch bei der Tür war allein. Er saß gerne in dieser Eckkneipe, wo man das Vergehen der Jahreszeiten nicht bemerkte und es im Winter wie im Sommer Dämmerung herrschte. Er trank in aller Ruhe sein Bier, rauchte eine Karo und lauschte den Unterhaltungen um sich herum, was nicht immer einfach war, denn hin und wieder senkten sich die Stimmen, ganz plötzlich und scheinbar ohne jeden Grund, zu einem kaum hörbaren Gemurmel. Er wusste, dass das*

*geschah, weil die Gespräche nicht für die Ohren anderer bestimmt waren.*

*Die drei am Nebentisch regelten gerade einen Tauschhandel. Einer von ihnen hatte noch einen Satz Badezimmerfliesen, die ihm der Zweite gegen ein paar Kilo Ostseeaal gern abnehmen würde. Den wiederum würde der Dritte im Tausch für eine original amerikanische Jeans hergeben, die der Zweite über verschiedene Kontakte beschaffen würde - eine ganz normale Unterhaltung im Blauspecht und in unzähligen anderen Eckkneipen Ostberlins.*

*Das Gespräch am Tisch hinter ihm war hingegen weniger gewöhnlich. Er musste sich anstrengen, um der im Flüsterton geführten Unterhaltung zu folgen, und tat so, als wäre er in die Berliner Zeitung vertieft.*

*„Ich habe das mit dem Ausreisevisum regeln können. Ein Arztattest gekauft, über ein todkrankes Familienmitglied im Westen. Morgen verlässt Rosi Wincelewcki über die Friedrichstraße die DDR und wird nie wieder zurückkehren.“*

*„Aber was, wenn jemand ...“*

*Die aufgeregte Stimme wurde von einer ruhigen, bestimmend klingenden unterbrochen, von jemandem, der es gewohnt war, dass man auf ihn hörte. „Beruhige dich, morgen ist das vorbei. Wir haben alles im Griff.“*

*Stuhlbeine schabten über den Holzboden, die zwei bezahlten bei der Frau mit den Brüsten, und er beugte sich noch tiefer über seine Zeitung, bis sie die Kneipe verlassen hatten. Was wollten die beiden hier? Stammgäste waren sie nicht. Das Gespräch hatte ihn neugierig gemacht.*

*Der Mann trank in einen Zug seinen Korn aus. Mit gefälschten Arztattesten wurde natürlich häufiger herumgemauschelt, damit man auch einmal auf Familienbesuch in den Westen konnte, doch wenn ein Mann, der in den höchsten Kreisen der DDR-Regierung verkehrte, seine eigene Frau die DDR verlassen ließ, hatte das ein ganz besonderes Kaliber. Er wusste es aber besser, als dass er sich in anderer Leute Angelegenheiten eingemischt hätte. Sicher in diesem Fall. Er verabschiedete sich von dem ungerührt weiter Bier zapfenden Wirt und verließ den Blauspecht, bog nach rechts ab und ging die Treppe zum S-Bahnhof Schönhauser Allee hinunter. Routiniert schob er seine Karte in den Schlitz des roten Kästchens und schlug kräftig auf den runden Metallknopf. Dabei dachte er über das Gespräch nach. Rosi Wincelewcki, eine Frau, die morgen die DDR verlassen würde, um nie wieder zurückzukehren. Ganz kurz beschlich ihn ein unerwartetes Gefühl der Sehnsucht, doch er schüttelte es resolut ab. Schließlich ging nichts über Berliner Luft. Er sah sie am anderen Ende des Bahnsteigs stehen. Wie er es erwartet hatte, nahmen sie dieselbe S-Bahn und stiegen auch an der Haltestelle Pankow aus. Der Mann folgte ihnen in einigem Abstand, bis er in die Straße einbog, in der er wohnte. Er drehte sich noch einmal um und schaute den beiden nach, schüttelte dann den Kopf und holte seinen Hausschlüssel heraus. Der Geruch von frischen Buletten kam ihm schon im zweiten Hinterhof entgegen, und er lächelte bei der Aussicht auf ein gutes Essen. Seine Frau machte die*

*besten Frikadellen von Berlin, außerdem hatten ihn Bier und Schnaps hungrig werden lassen.*

*Er beeilte sich, dem Duft nachzugehen, und entschied, nicht mehr an die beiden zu denken.*

## Erstes Kapitel

Extremadura, Spanien

Totes Holz.

Wolfgang schaute zu, wie Julia die Pflanzen bearbeitete, die sie während der vergangenen Wochen aus begreiflichen Gründen vernachlässigt hatte. Präzise Schnitte mit der messerscharfen roten Schere, trockene Knackgeräusche, die wie Pistolenschüsse durch die einen Meter dicken Wände des Patio hallten und den Schwalben, die in kleinen Formationen Sturzflüge absolvierten, empörtes Gezwitscher entlockten. Totes Holz wegschneiden war etwas Wohltuendes, meinte sie und fügte hinzu, dass es ihm nicht schaden würde, das auch einmal zu probieren, worauf er spontan erwidert hatte, Gartenarbeit sei nichts für ihn. Sie hatte ihn mit diesem Blick ohne Boden angesehen und nach einer kurzen Stille, in der sie ihre Worte abzuwägen schien, gesagt, es sei ihr nicht unbedingt ums Gärtnern gegangen.

Wolfgang wusste, worauf sie hinauswollte, und stellte fest, dass es nicht so einfach war. Erinnerungen ließen sich nicht wegschneiden. Sie bildeten Astlöcher in deinem Geist, und der Tod spukte immer weiter darin herum, erhob sein widerwärtiges Haupt, wenn man am wenigsten damit rechnete.

Erinnerungen und beunruhigende Albträume, eine Szene in dem verlassenen Landhaus, dem *cortijo*, die er immer wieder durchlebte und die so real wirkte. Vergiss es, hatte sie gesagt, es war ein Traum, weil du zu hoch dosierte Schlaftabletten eingenommen hast. War es wirklich nur ein Traum gewesen? Er wollte nichts lieber, als das zu glauben, aber die Erinnerung weigerte sich zu verblassen und tat zusammen mit dem Zweifel ihr Werk. Was, wenn Julia gelogen hatte? Und wenn das der Fall war, ergab sich daraus die noch viel beunruhigendere nächste Frage: Warum?

Er schüttelte den Kopf. Julia hatte keinen Grund zu lügen. Wenn es jemanden gab, der hier log oder zumindest nicht die ganze Wahrheit erzählte, was doch etwas minimal Anderes bedeutete, dann war er das selbst.

Sie hatte recht, er musste vergessen.

Totes Holz.

Er schaute zu dem strahlend blauen Himmel auf, der von Schwalben bevölkert war, den Herrschern über den Morgenhimmel, wo Insekten umherflatterten, ohne die in rasendem Tempo herumsausende Gefahr zu erahnen, bis kleine, todbringende Schnäbel sie packten. Er ertappte sich dabei, dass jeder Gedankengang, auf den er sich einließ, beim Tod endete, und zwang sich, an etwas anderes zu denken. Etwas weniger Beunruhigendes.

Wolfgang atmete die frische, ihn kitzelnde Morgenluft ein, die einen Hauch der wilden Kräuter aus den *dehesas* mit ihren Hügeln und Korkeichen herantrug. Es würde nicht mehr lange dauern, bis die angegebene Morgenkühle in den Patio von

Julias monumentalem Haus aus dem fünfzehnten Jahrhundert einer zuerst noch erträglichen, aber mit fortschreitender Zeit schon bald versengenden Hitze weichen würde. In der vergangenen Woche waren die Temperaturen in raschem Tempo gestiegen, was den Bewohnern des Dorfes ihre üblichen Klagen entlockt hatte. Wolfgang war nicht zum ersten Mal erstaunt über die Dörflinge von Dehesas de Aguasantas, die sich unaufhörlich beschwerten, wenn es warm, und noch lauter lamentierten, wenn es einmal einen Tag etwas kühler war, die eine Regenphase sofort als nicht ausreichend, als minimal zu lang oder, auf die Ernte bezogen, als zum verkehrten Zeitpunkt eingetreten einordneten. Man hätte doch erwartet, dass extreme Wetterumstände gewohnte Menschen darüber nicht mehr jammern würden, aber so funktionierte die Sache ganz offensichtlich nicht. Ob die Inuit wohl auch klagten, wenn es minus vierzig Grad war und ihnen die Schnurrbärte einfroren? Dämliches Eis, Scheißschnee! Es hätte ihn nicht gewundert.

Wolfgang betastete seinen Arm. Seit fünf Wochen wohnte er jetzt hier, und seine Verletzungen waren größtenteils verheilt. Ein paar Narben würde er zurückbehalten, Narben, die ihn immer an dieses Dorf erinnern würden, in dem er beinahe zu Tode gekommen wäre, und an Fragen, die er vielleicht nie würde beantworten können. Aber er lebte wenigstens noch. Die Sache hätte auch anders ausgehen können. Und er war Gott sei Dank in der Lage, sicher nach Berlin zurückzukehren. Die Kirchenglocke ließ neun tiefe Schläge ertönen, die in den engen Straßen mit ihren in



strahlendem Weiß angestrichenen Häusern widerhallten, und die Störche klapperten, als wollten sie das Ihre dazu beitragen, laut aus ihren Nestern auf dem Turm von San Miguel. Im Gegensatz zu den Vögeln gönnte Julia dem allmählich verstummenden neunten Schlag nicht die Stille, die ihm als Kontrast zugekommen wäre.

„Ich bin an Rafaels Grab gewesen“, sagte sie.

Er konnte den Schmerz in ihrem Blick lesen. Rafaels Ermordung war erst ein paar Wochen her, und Julia vermisste ihren Bruder, auch wenn sie sich das nicht oft anmerken ließ. Sie war eine komplizierte Frau. Auch nach fünf Wochen wusste Wolfgang immer noch nicht, was er von ihr halten sollte. Sie zog ihn an und hielt ihn gleichzeitig auf eine ebenso subtile wie entschiedene Weise auf Abstand. Wenn man sich vor Augen führte, was sie durchgemacht hatte, konnte er das durchaus verstehen. Auch er selbst hatte eine Vergangenheit, die ihn nicht in Ruhe lassen wollte, so sehr er auch versuchte, zur Ruhe zu kommen.

Auch er hatte Dämonen, die ihn verfolgten.

Und das Geheimnis, das er bis zu seinem Tod mit sich würde herumtragen müssen.

Eigentlich war es reiner Zufall, dass er jetzt hier saß, so wie vielleicht das ganze Leben aus einer Aneinanderreihung von Zufällen bestand. „Wenn“ – ein Wort, das ihm in den vergangenen Wochen stets stärker beschäftigt hatte, eines in einer ganzen Reihe knapper Stichwörter, die sein Leben zurzeit zu charakterisieren schienen. Wenn er an jenem Abend

vor fünf Wochen in Berlin nicht zufällig in Estebans spanischem Restaurant gewesen wäre, als Julia dort auftauchte. Wenn Esteban ihr nicht erzählt hatte, dass Wolfgang Hauptkommissar bei der Mordkommission des Landeskriminalamts gewesen und aus persönlichen Gründen gerade in Pension gegangen war und jetzt, nach gut dreißig Jahren regelmäßigen Urlaubs in Spanien die Landessprache fließend beherrschte. Wenn er stark genug gewesen wäre, Nein zu sagen, als Julia ihn bat, mit ihr in die Extremadura zu reisen, um ihren Bruder freizubekommen, den man des Mordes verdächtigte. Wenn. Dann wäre er jetzt in Galizien in Nordwestspanien, hätte sich dort ein Haus gekauft und die Vergangenheit hinter sich gelassen, wie eigentlich geplant. Und das hatte er übrigens immer noch vor. Er würde nicht zulassen, dass der Zufall sein Leben bestimmte. Der Zufall bestand, um ihn zu überwinden, mit Planung und Logik, andernfalls wurde das Leben unvorhersehbar. In Gedanken sah er ganz deutlich die unregelmäßigen, rauen Küstenlandschaften Galiziens vor sich, die er ausgewählt hatte, um sich dort der noch so schmerzlichen Vergangenheit zu entziehen. Er hatte sein neues Leben sorgfältig geplant. Ruhig und übersichtlich, und es würde exakt so verlaufen, wie er das wollte.

Aber es war anders gekommen. Er war mit Julia in die Extremadura gereist, hatte sich in die Ermittlungen rund um einen Mord gestürzt, der, wie sich herausstellte, tiefe Wurzeln in die Vergangenheit hatte, in dieses abgelegene Dorf nahe der portugiesischen Grenze, das auf den ersten

Blick so idyllisch wirkte. Wo iberische schwarze Schweine die leicht abfallenden, nach wilden Kräutern duftenden *dehesas* mit ihren Eichen und Korkeichen bevölkerten, wo Störche aus der sicheren Höhe die Welt dort unten am Boden fast missbilligend beobachteten und Adler und Geier auf der Suche nach Beute in trägen Kreisen hoch oben am Himmel schwebten. Im Dorf hatte er sich sicher gewöhnt, doch es hatte zwei Gesichter. Weitere Opfer waren zu Tode gekommen, beinahe hätte er selbst zu ihnen gehört, und die schließliche Aufklärung der Morde war für alle Betroffenen ein Schock gewesen.

Außerdem war er mit Fragen zurückgeblieben, die durch seine Träume spukten wie Nebelschleier am frühen Morgenhimmel.

Julia nahm ihre Kanne und sprach schon weiter, während sie ihre riesige Sammlung an Pflanzen und Blumen goss, die in farbenfrohen Töpfen rund um den Brunnen gruppiert war.

„Auf dem Weg zum Friedhof bin ich Javier begegnet. Er will heute Mittag um ein Uhr im *Commandante* ein Glas mit uns trinken. Er hat heute keinen Dienst.“

Javier, der ein Glas mit ihm trinken wollte. Wie sich die Zeiten doch änderten. Das Verhältnis zu Javier hatte sich in den letzten Wochen dramatisch verbessert, obwohl er natürlich eine autoritäre Person blieb, mit der man auf eine ganz bestimmte Art und Weise umgehen musste. Als Chef der Polizeiwache der *Guardia Civil* und als leitender Ermittler war er, euphemistisch ausgedrückt, nicht eben begeistert davon gewesen, dass Wolfgang sich mit dem Fall befasst hatte. Mehr noch, er hatte gedroht, ihn höchstpersönlich ins

nächste Flugzeug nach Berlin zu setzen, wenn er sich weiterhin in die Ermittlungen einmischen würde. Nicht, dass das Wolfgang von irgendetwas abgehalten hätte. Und im Rückblick konnte Javier nur froh sein, dass Wolfgang sich so verhalten hatte, obwohl er das natürlich niemals von sich aus zugeben würde. Jetzt, wo die Morde gelöst waren und Javier sich nicht mehr in seiner Kompetenz bedroht fühlte, war er sozusagen einigermaßen aufgetaut und zeigte hin und wieder sogar menschliche Züge, was ganz ohne Zweifel damit zusammenhing, dass ihm Wolfgang von seiner Vergangenheit erzählt hatte, von dem düsteren Kapitel in seinem Leben, das sonst niemand kannte.

„Er hat gestern einen Anruf aus Berlin bekommen, von Francisco, aber er wollte mir nichts weiter darüber erzählen“, berichtete Julia. „Heute Mittag erfahren wir mehr, hat er gesagt. Findest du das nicht auch spannend? Es wäre doch gut, wenn alles so geregelt werden könnte? Trotzdem verstehe ich es, wenn du die Angelegenheit mit gemischten Gefühlen betrachtest, gerade unter den gegebenen Umständen. Damit sind natürlich viele Erinnerungen verbunden.“

Julia schwieg, stellte die Gießkanne ab und schaute ihn an, als wollte sie seine geheimsten Gedanken ergründen. Sie schüttelte den Kopf, sodass ihre langen dunklen Haare herumflogen, und lächelte ein halbherziges, betrübtes Lächeln. Ihre eigenen Erinnerungen waren noch so frisch. „Wir sollten einfach abwarten. Vielleicht haben sie ja gar kein Interesse“, antwortete Wolfgang. Ein Teil von ihm

hoffte das seltsamerweise. Denn sonst würde er den Knoten durchhacken müssen, den er selbst geknüpft hatte. Eine definitive Entscheidung treffen. Die Entscheidung, die er hatte treffen wollen, das wohl, aber aus irgendeinem Grund schob er sie lieber noch etwas vor sich her, weil sich das alles so endgültig anfühlte, als wollte er Claudia ein für alle Mal aus seinen Gedanken verbannen. Das würde ihm nie gelingen, aber er musste sich voller Abscheu eingestehen, dass er das gern wollte.

Er schaute auf die rote Gartenschere und spürte, wie ihm winzige Nadelstiche über den Rücken krochen.

Totes Holz.

Wolfgang schlenderte mit Julia durch die engen Straßen mit ihren jahrhundertealten Gebäuden, vorbei an dem inzwischen von den letzten Nonnen verlassenen Kloster aus dem fünfzehnten Jahrhundert zur Plaza de España, wo die Mitglieder des festen Typ II Diabetes-Clubs schon in Unterhaltungen vertieft ihre Runden über den Platz liefen, um die ihnen vom Arzt verordneten täglichen Kilometer zu absolvieren. Es gab in diesem Dorf keinen Diabetespatienten, der nicht jeden Tag spazieren gegangen wäre.

El Commandante stand in seiner Lieblingshaltung hinter dem Tresen seines gleichnamigen Etablissements und hielt sich einmal mehr in seinem Paralleluniversum auf, einer Welt, in der das Phänomen Kundschaft ganz offensichtlich nicht existierte. Die Dorfleute waren in großer Zahl anwesend, um das zu tun, was sie immer taten und was ihnen ganz

offensichtlich nie langweilig wurde, obwohl sie einander jeden Tag begegneten: Sie tranken ein Gläschen und unterhielten sich dabei.

„Amigo“, begrüßte ihn Javier und klopfte ihm fest auf die Schulter, was Wolfgang nichts mehr ausmachte, weil die Schusswunde in seinem Oberarm fast zur Gänze verheilt war. Er hatte sich daran gewöhnt, dass das Schulterklopfen einen unverzichtbaren Teil des Dorflebens ausmachte, und merkte, dass er sich immer öfter selbst an diesem Brauch beteiligte. Javier sah mit seinen fünfundvierzig Jahren fit und muskulös aus. In seiner Lieblingsfreizeitkleidung, einer Jeans und einem engen weißen T-Shirt, kam das stets gut zur Geltung, und dessen war er sich ganz offensichtlich auch bewusst. Wolfgang überlegte sich, dass er selbst mal wieder ins Fitnessstudio gehen sollte. Seit seiner Ankunft hier in der Extremadura hatte sich dazu nicht die Gelegenheit ergeben, und mit seinen fünfundfünfzig Jahren musste er, anders als andere Menschen in seiner direkten Umgebung, gut auf sein Gewicht achten. Er sah Julia dabei zu, wie sie über ihren Tapa herfiel. Sie konnte essen wie ein Scheunendrescher und blieb trotzdem schlank und wohlgeformt – ganz offensichtlich, ohne dafür irgendetwas tun zu müssen. Julia war eine intelligente, schöne Frau. Er genoss es, in ihrer Nähe zu sein, trotz des Abstandes, den sie zwischen ihnen zu schaffen versuchte, womit sie ihn hin und wieder zur Raserei bringen konnte. Er verstand sie nicht. Sie zog ihn an und stieß ihn dann sofort wieder von sich; trotzdem gelang es ihr, ihn auf eine Weise zu berühren, die er nicht

durchschaute. Tief in seinem Inneren wusste er, dass es für sie beide keine Zukunft gab, so gern er das auch gewollt hätte. Ihr Leben war hier, in ihrem Dorf. Sie verkörperte die treibende Kraft im Familienbetrieb. Außerdem war sie erst siebenunddreißig, und das bedeutete, dass zwischen ihnen ein Altersunterschied von achtzehn Jahren bestand. Er wollte sich seine Zeit zwischen Galizien und Berlin einteilen. „Ich weiß nicht, ob das mit uns etwas werden kann“, hatte sie zu ihm gesagt, und diese Worte hatten sich in sein Gedächtnis eingebrannt. „Ich fürchte, eher nicht. Ich kann dir nichts versprechen, Wolfgang, ich brauche Zeit. Ich hoffe, die wirst du mir geben. Und garantieren kann ich dir auch nichts.“

Er war im Dorf geblieben, hatte ihr Zeit gelassen, doch ihre Beziehung hatte sich in den vergangenen Wochen in keiner Hinsicht weiterentwickelt. Sie behandelte ihn wie einen Freund, nicht mehr und nicht weniger, und wenn sie im Gespräch auch nur in die Nähe ihrer persönlichen Beziehung kamen, lenkte sie es mühelos in eine andere Richtung. Wie viel Zeit brauchte sie eigentlich? Vielleicht hatte sie ja längst eine Entscheidung getroffen und dachte noch darüber nach, wie sie sie ihm vermitteln sollte, oder sie ging davon aus, dass es dazu jetzt, wo sie ihn so deutlich auf Abstand hielt, keiner Worte bedurfte. Er hatte noch nie eine Frau gekannt, die in der Lage war, ihn so sehr zu verunsichern, und er hasste dieses Gefühl mit einer Inbrunst, die ihn beunruhigte.

„Francisco hat gestern angerufen, aus Estebans Restaurant.

Stell dir das mal vor, da ist er in Berlin und geht spanisch essen. Er sollte sich lieber an die deutsche Küche gewöhnen.“

Javier nahm sich ein halbes gekochtes Ei mit *salsa verde* und Sardellen aus der Schale vor sich, steckte es in den Mund und kaute langsam darauf herum.

Julia kniff Javier enthusiastisch in den Arm. Er verzog das Gesicht. „Meinst du damit, Francisco will es kaufen?“

„Das meine ich tatsächlich. Er ist ganz begeistert, und Sergio auch. Sie können es kaum erwarten, das ganze Haus neu einzurichten. Francisco hat da so einige Ideen.“

Das ganze Haus neu einzurichten. Das gehörte zu den Dingen, über die er Entscheidungen würde treffen müssen. Das Haus war voll von Claudias Sachen, ihren Bildern, dem Fotoarchiv. Sie hatten zusammen in einem Apartment in Charlottenburg gewohnt, aber Claudia hatte die freistehende Villa im Stadtteil Pankow mit ihrem Fotoatelier und dem Archiv behalten. Die Wochenenden verbrachten sie dort meist zusammen. Seit ihrem schrecklichen Tod vor fünf Jahren ging Wolfgang nicht mehr in die Villa, und jetzt sollte sie verkauft werden. Dann würde es keinen Ort mehr geben, an dem sie zusammen gelebt hatten. Ihre gemeinsame Etagenwohnung hatte er damals sofort verkauft und sich eine neue in einer ruhigen, grünen Straße in Wilmersdorf angeschafft. Keine Minute hatte er mehr in diesem Apartment verbringen wollen. Nachdem das professionelle Reinigungskommando seine Arbeit verrichtet hatte, war er noch dort gewesen, um alles einzupacken. Immer noch quälten ihn Albträume von dem



Szenario, dass er an jenem Montagnachmittag dort vorgefunden hatte.

Scheiße. Er wollte nicht daran denken. Dann merkte er, dass ihn Julia und Javier anschauten. Julia mit undurchdringlichem Blick, Javier voller Ungeduld.

„He, warum sagst du denn nichts? Du wolltest das Haus doch so gern verkaufen? Du müsstest doch vor Freude in die Luft springen, schließlich wollen sie sogar den extrem hohen Preis zahlen, den du verlangst“, meinte Javier.

„Extrem hoch? Jetzt mach mal halblang, wir sprechen hier über eine freistehende Villa in einem schicken Teil von Berlin, in Pankow, nicht über ein Loch in der Extremadura“, antwortete Wolfgang beleidigt.

Er nahm wahr, dass sich Javiers Mundwinkel einige Millimeter nach unten krümmten. Okay, er hatte den Preis tatsächlich ziemlich hoch angesetzt, aber es war doch nicht seine Schuld, wenn sie den einfach so akzeptierten? Ganz offensichtlich hatten sie genug Geld. Javiers Lieblingsneffe Francisco war Fotograf und sein Freund Sergio Architekt. Sie wohnten in einem Dorf nicht weit von Aguasantas entfernt, wo es für die meisten anderen Bewohner noch zu weit ging, wenn zwei Männer zusammenlebten. Sie hatten schon eine Zeit lang geplant, ins Ausland zu ziehen, in eine große Stadt, wo sie leben konnten, ohne dass man hinter ihrem Rücken über sie flüsterte. Als Wolfgang erzählte, dass er die Villa in Pankow verkaufen wollte, um ein Haus in Galizien erwerben zu können, hatte Javier sofort an seinen Neffen gedacht. Das Paar hielt sich nun seit vier Tagen in Berlin auf. Sie

riefen regelmäßig Javier an und waren restlos begeistert. Zu Recht. In Berlin ließ es sich gut leben, es gab viel Platz und es war immer etwas los; man bekam jede Menge zu sehen, und es herrschte Leben dort, in dieser Stadt, in der Schönheit und Hässlichkeit lauthals um die Oberhand stritten. Wer einen Blick dafür hatte, sah in Berlin die Kontraste, die eine Metropole interessant machten.

„Willst du nicht mit ihm telefonieren, um alles zu regeln? Du hast doch seine Handynummer“, sagte Javier ungeduldig. Wolfgang begriff, dass die Entscheidung nicht mehr in seiner Hand lag.

„Ich rufe ihn an.“  
Heute Abend.

## Zweites Kapitel

„Er geht nicht ans Telefon“, erklärte Wolfgang. Javier runzelte die Stirn und trommelte auf dem Tisch herum. „Merkwürdig, Francisco sagt doch immer, ein Freelancer stellt nie sein Telefon aus. Wie oft hast du es denn probiert?“

„Gestern Abend ein paar Mal. Und gerade eben noch, vor zehn Minuten. Ich habe eine Nachricht hinterlassen.“

„Hm! Ich werde es mal bei Sergio probieren.“

Javier tippte auf dem Festnetzapparat eine Nummer ein und stellte den Lautsprecher an. Es klingelte zweimal, dann wurde abgenommen.

„Sergio.“

„Javier hier. Wir können Francisco einfach nicht erreichen. Ist er bei dir in der Nähe?“

„Nein, ich nehme gerade an einem Architektenkongress in Rotterdam teil. Gestern Abend bin ich nach Amsterdam geflogen und habe dort übernachtet. Francisco ist in Berlin geblieben.“

„Er geht jedenfalls nicht ans Telefon. Wolfgang sitzt neben mir, er will den Hausverkauf mit euch besprechen.“

„Fantastisch. Heute Abend fliege ich von Amsterdam zurück nach Berlin. Ich begreife gar nicht, warum er nicht ans Telefon geht. Da hat er sich so einen sauteuren Blackberry gekauft und ist immer noch nicht erreichbar. Na ja, ich probiere es selbst auch gleich mal. Jetzt muss ich Schluss machen, hier fängt eine Präsentation an.“

Sergio klang gehetzt und ungeduldig. Ohne weitere pflichtmäßige Verabschiedungsformeln beendete er das Gespräch.

Javier warf den Hörer auf die Gabel, stand auf und knöpfte sich die Uniformjacke zu.

„Ich gehe jetzt einen Kaffee trinken. Du kannst mir dabei Gesellschaft leisten.“

Wie überaus großzügig. Javier wartete wie gewöhnlich nicht auf irgendeine Form der Zustimmung, sondern verließ sein Büro in der Annahme, Wolfgang werde ihm schon folgen. Er würde sich nie ändern. Wolfgang unterdrückte seinen Ärger. Eigentlich hatte er auch Lust auf eine Tasse starken Kaffee. Er folgte Javier, der gemessenen Schrittes zum Ausgang der Polizeiwache lief, auf dem Weg hinaus dem diensthabenden

Beamten der *Guardia Civil* hinter dem Tresen ein paar Befehle zublaffte und seinen Dienstwagen ansteuerte.

Der Beamte, ein sympathischer junger Mann, der kaum seinen Aknejahren entwachsen zu sein schien, begrüßte Wolfgang in freundlichem Ton und zog hinter dem Rücken seines Vorgesetzten eine Grimasse.

Wolfgang grinste zurück, folgte Javier nach draußen und blieb stehen, als er spürte, dass sein Handy klingelte. Ob das wohl Francisco war?

„Javier, warte einen Moment.“

„*Rápido*, mach schnell, ich habe nur eine Viertelstunde Zeit, danach bin ich mit dem Bürgermeister verabredet“, rief der, ohne sich umzudrehen.

Wolfgang schaute auf das Display. „Es ist Francisco“, rief er Javier zu.

„*¿Hola Francisco, qué tal?*“

Es dauerte einige Sekunden, bis zu ihm durchdrang, was die Stimme am anderen Ende der Leitung antwortete. Und was das bedeutete.

„Landeskriminalamt Berlin, *police. Do you speak English?*“

Die bekannte Stimme in Wolfgangs Ohr wiederholte in schlechtem Englisch und mit starkem deutschem Akzent ihre Frage.

„Noch besser, ich spreche Deutsch“, sagte Wolfgang und zählte mit, wie viele Sekunden Claus brauchte, um sich von seiner Verblüffung zu erholen.

Javier hatte sich abrupt umgedreht und kam gemessenen

Schrittes auf Wolfgang zu.

„Wolfgang?“, schrie ihm Claus ins Ohr. „Das glaube ich ja wohl nicht. Wo steckst du denn? Hast du diese Nachricht auf Spanisch ausgesprochen? Mein Gott, ich dachte gleich, die Stimme kommt mir bekannt vor. Wie kann das nur sein. Wo bist du denn? Noch auf den Bahamas oder zurück in Berlin?“

Alle glaubten, er wäre auf den Bahamas – diese Finte hatte er sicherheitshalber angewendet, als er aus Berlin geflohen war.

„Ich bin in Spanien. Was gibt's denn? Warum rufst du mich von Franciscos Handy aus an? Was ist passiert?“

Indem er die Frage stellte, beantwortete er sie zugleich selbst. Die Tatsache, dass das LKA von Francisco Handy aus mit ihm kommunizierte, konnte nur eines bedeuten.

Er nahm wahr, dass Javier heftige fragende Gebärden machte.

„In welcher Beziehung stehst du genau zu diesem Francisco, Wolfgang?“ Claus wartete die Antwort nicht ab. „Ich habe nämlich keine guten Neuigkeiten. Wir haben ihn gerade in der Laubenkolonie Klein Eden in Pankow gefunden. Mausestot.

Niedergeschossen. Er hat einen Treffer in den Kopf abbekommen und einen in die Eier.“

Blöde Scheiße. Javiers Lieblingsneffe.

„Habt ihr schon eine Spur?“

„Zurzeit bist du unsere einzige. Keine Mordwaffe, keine Zeugen, keine Ahnung. Nur eine Nachricht auf der Mailbox, ausgesprochen von Wolfgang, dem ehemaligen Hauptkommissar, der sich auf die Bahamas davonmacht und dann auf mysteriöse Weise in Spanien wieder auftaucht. Und dann kennt er

zufällig auch noch das Opfer. Was ist hier eigentlich los?“  
Gute Frage.

„Was machst du in Spanien? Warum bist du plötzlich ohne ein Wort verschwunden? In welcher Beziehung standest du zu diesem Spanier? Was hatte er hier zu suchen? Wir haben keinen Hotelzimmerschlüssel gefunden, keinen einzigen Hinweis darauf, wo er untergekommen war.“

„Er hat in meinem Haus in Pankow gewohnt“, sagte Wolfgang, wobei er die übrigen Fragen bewusst ignorierte. „Er wollte es kaufen.“

Auf der anderen Seite der Leitung blieb es lange still.

„Ich will wissen, was los ist“, herrschte ihn Javier an, sobald Wolfgang das Gespräch beendet hatte. „Und zwar sofort. Da ist doch was, das sehe ich an deinem Gesicht. Und warum hast du die ganze Zeit Deutsch gesprochen, wo doch Francisco angerufen hat?“

Javier riss die oberen Knöpfe seiner Uniformjacke auf und fächelte sich mit einer Hand kühle Luft zu.

Er wusste bereits, was los war. Er wartete nur die Bestätigung ab.

„Ich fürchte ...“, setzte Wolfgang an und schwieg dann. Es waren dieselben Worte, die Javier gebraucht hatte, als er gekommen war, um Julia darüber zu informieren, dass ihr Bruder Rafael ermordet worden war, an jedem Frühlingstag in ihrem *cortijo*, der so friedlich begonnen hatte, wie es Tage des unerwarteten Schmerzes und der schlechten Nachrichten häufiger zu tun pflegten. Er sah, dass sich Javier dieser

Tatsache ebenfalls bewusst war.

„Ein Unfall?“, fragte er brüsk.

„Nein“, antwortete Wolfgang. „Erschossen.“

„Haben sie den Täter?“

„Nein.“

„*Hijo de la gran puta*“, rief Javier aus vollem Herzen und sprang auf. „Ich muss seine Familie informieren. Und Sergio.“

„Es tut mir furchtbar leid“, sagte Wolfgang. Javier schien allerdings keine solchen Bekundungen zu benötigen. Er strahlte wilde Wut und Aggressionen aus, und seine negativen Gefühle richteten sich gegen Wolfgang.

„Du hast ihm geraten, nach Berlin zu gehen.“ Mit dem Zeigefinger stach er Wolfgang fast ein Auge aus. „Berlin ist doch so eine angenehme Stadt, in der es sich so gut leben lässt, hast du das nicht gesagt? Du hast ihn gedrängt, weil du unbedingt dein Haus verkaufen wolltest.“

Nach diesen Worten sprang Javier ins Auto. Der laute Schlag, mit dem er die Tür hinter sich zuwarf, hallte weniger stark in Wolfgang nach als die Worte, die der andere förmlich ausgespuckt hatte.

Gedrängt? Niemand würde abstreiten können, dass Berlin jungen Menschen mit großen Plänen unbegrenzte Möglichkeiten bot, und dass sich diese von der Stadt wie von einem Magneten angezogen fühlten. Francisco und Sergio hätten sich in der lebendigen, internationalen Atmosphäre wie Fische im Wasser gefühlt, dessen war sich Wolfgang sicher. Vielleicht hatte er tatsächlich ein wenig gedrängt, Berlin in zu

rosigen Farben geschildert, die düstere Seite, die er durch und durch kannte, der Einfachheit halber ein wenig vernachlässigt. Aber ihm jetzt zu unterstellen, er sei deswegen mitschuldig an dem Geschehenen, ging zu weit. Solche Dinge konnten passieren, so unwahrscheinlich das auch war. Berlin hatte dreieinhalb Millionen Einwohner, und wie in jeder Weltstadt gab es dort Kriminalität. Francisco war aus purem Zufall im falschen Augenblick am falschen Ort gewesen.

Zufall. Wieder dieses Wort.

Er verließ die Polizeiwache, lief an der San Barthomé-Kirche vorbei zur Burg und starrte zwischen den Mauerzinnen hindurch auf die ihm inzwischen so vertraute *Sierra*.

Francisco war erst siebenundzwanzig gewesen. Wer hatte ihn wohl ermordet, und warum? Claus hatte zwar gesagt, es gebe noch keine einzige Spur, aber die Art, wie man Francisco getötet hatte, ließ zumindest Raum für einige Vermutungen. Er musste nach Berlin, das war ganz klar. Auf eine beunruhigende Weise fühlte er sich trotz allem ein wenig verantwortlich, als laste ein Fluch auf ihm, der den Mord anzog und die Menschen um ihn herum in Gefahr brachte. Er musste Franciscos Mörder finden, das war er sowohl Javier als auch seinem eigenen Seelenfrieden schuldig. Man hatte Claus die Ermittlungen übertragen - zum Glück, denn er war ein kompetenter Hauptkommissar.

Allerdings nicht so gut wie er selbst.

Claus. Er hatte am Telefon seltsam geklungen, auch wenn Wolfgang nicht mit Sicherheit sagen konnte, woran genau er



das festmachte. Er war wütend gewesen, aber nicht nur das. Da war auch eine gewisse Reserviertheit angeklungen, oder vielleicht eher ein Misstrauen. Auf Wolfgangs Ankündigung, er werde den ersten Flug nach Berlin nehmen, hatte Claus positiv reagiert. „Das wollte ich auch gerade vorschlagen“, hatte seine Reaktion gelautet.

Natürlich war der Air Berlin-Flug von Sevilla nach Mallorca völlig ausgebucht, genau wie der von Mallorca nach Berlin, und auch morgen gab es keine freien Plätze. Wolfgang seufzte frustriert. Das bedeutete, dass er nach einem anderen Flughafen, vielleicht Frankfurt oder Düsseldorf, suchen und dort einen Wagen mieten oder den Zug nach Berlin würde nehmen müssen. Was für ein Umstand. Die Internetverbindung war nervenaufreibend langsam, und Javier schaute ihm auf die Finger, während er ungeduldig auf dem Schreibtisch herumtrommelte, was Wolfgang langsam aber sicher gehörig auf die Nerven ging.

Javier machte eine Bewegung in Richtung der Tür, sagte, er werde das schon regeln, und befahl Wolfgang, inzwischen seinen Koffer zu packen oder es Julia erledigen zu lassen. Lächerlich. Niemand packte ihm den Koffer, nicht einmal Claudia hatte er das je erlaubt. Er hatte seine eigene effiziente Methode, mit einem festen Platz für jeden einzelnen Gegenstand.

Durch die engen Straßen ging er zurück zu Julias Haus und wusste dabei, dass er in den kommenden Stunden eine Entscheidung über sein Leben würde treffen müssen. Über sie.

„Du brauchst doch nicht alles mitzunehmen“, meinte Julia, während sie seine T-Shirts auf die falsche Weise zusammenfaltete und in den Koffer legte. Wolfgang bezwang die Neigung, die Kleidungsstücke wieder herauszuholen und richtig anzuordnen. „Du kommst doch wieder.“ Es klang nicht wie eine Frage.

„Natürlich komme ich wieder“, sagte er. „Meine schmutzigen Socken liegen noch bei dir in der Waschmaschine.“

Wolfgang sah zu, wie Julia seinen Koffer ineffizient einpackte, und dachte über die Lüge nach, die ihm so einfach über die Lippen gekommen war. Eine Rückkehr in die Extremadura wäre unvernünftig, weil es für ihn und Julia einfach keine Zukunft gab. Sie war intelligent, unabhängig, unberechenbar – sie passte nicht in das übersichtliche Leben, das er anstrebte. Er wollte wissen, woran er bei ihr war, aber es schien, als gehe es ihr darum, das um jeden Preis zu verhindern. Sie ließ sich nichts vorschreiben, machte, was sie wollte, und hielt nach ihren Erfahrungen in der Vergangenheit nicht gerade Ausschau nach einem Partner. Außerdem hatte sie alles im Griff. Sie würde niemals den von ihr geleiteten, auf die Herstellung von Schinken spezialisierten Betrieb, ihre Familie und die Extremadura hinter sich lassen. Er wusste, dass es hoffnungslos war, und trotzdem fand er sie anziehend, als verbinde sie etwas, das er aber nicht benennen konnte. Darum musste er hier weg. Sie sich aus dem Kopf schlagen. Vielleicht hatte es ja sogar

prophetische Bedeutung, dass sie ihm da gerade den Koffer packte.

Sie musste sich auf den Koffer setzen, um ihn schließen zu können, und schaute Wolfgang dabei an. „So. Selbst kannst du das ganz ohne Zweifel viel besser, aber ich bin froh, dass du mich hast machen lassen.“ Sie zog die Nase kraus, mit diesem ihm vertrauten Ausdruck, der Lachfältchen in ihrem Gesicht erscheinen ließ. Das war auch so etwas. Julia lachte ihn oft heimlich aus, ganz plötzlich, aus Gründen, über die er nur mutmaßen konnte. Als nehme sie ihn nicht ernst, als sehe sie etwas, dessen er sich selbst nicht bewusst war. Hin und wieder ärgerte ihn das.

Julia stand auf, legte ihm beide Hände auf die Schultern und schaute ihm gerade in die Augen. „Warum sagst du denn nichts? Du kommst doch wieder, Wolfgang?“, wollte sie wissen, diesmal in nachdrücklicherem Ton. Sie schaute ihn an, ohne zu blinzeln, und die Atmosphäre veränderte sich ein klein wenig, als ließe sich die Luft mühsamer atmen. Die Zeit schien stillzustehen, als er sie langsam an sich zog, oder sie sich an ihn presste – das war egal, als er ihre Lippen spürte, ihren Mund, der sich seinem öffnete. Ihren warmen Körper, und nur noch heftiges Verlangen, ihr leises Stöhnen, das ihn erregte, wie er lange nicht mehr erregt gewesen war, und er wollte mehr, viel mehr, wollte ihren nackten Körper an seinem spüren, das Verlangen in ihren Augen sehen. Sie ließ die Hände langsam über seinen Rücken gleiten, zog ihn noch enger an sich, und Begehren durchzuckte ihn – er wollte diese Frau, die ihn vor

Sehnsucht und Frustration ganz verrückt machte, und er hob gerade beide Hände, um ihre Brüste zu berühren, als es an der Haustür laut und durchdringend klingelte.

Es hörte einfach nicht auf.

Julia machte sich los und murmelte etwas Unverständliches, während sie über den Patio eilte, ohne sich umzuschauen.

Wolfgang ließ sich in einen Stuhl fallen und fluchte innerlich, mit den heftigsten Verwünschungen, die ihm so schnell einfielen.

Javier stürmte herein und machte eine ungeduldige Handbewegung. „Ich konnte zwei Plätze für den Mittagsflug ergattern. Wir müssen sofort nach Sevilla. *Rápido!* Ich warte im Auto. Du hast eine Minute.“

Er verschwand wieder nach draußen.

Julia blickte ihm kopfschüttelnd nach. „Javier hat wirklich ein ganz fantastisches Timing“, kommentierte sie.

„Da ist er nicht der Einzige“, erwiderte Wolfgang sarkastisch.

Sie schaute ihn mit einem jener tiefen, unergründlichen Blicke an, die er zu fürchten gelernt hatte, weil er sie nicht deuten konnte, außer dahingehend, dass sie wahrscheinlich etwas vor ihm verbarg.

„Ich habe dir gesagt, ich brauche Zeit. Das hast du akzeptiert.“

„Und gerade jetzt, wo ich aufbrechen muss, brauchst du diese Zeit plötzlich nicht mehr? So ein Zufall.“

„Was genau willst du damit andeuten?“ In ihren Augen flackerte kurz, aber ganz unverkennbar Wut auf.

„Nicht mehr und nicht weniger als das, was ich gesagt habe. So ein Zufall. Und wenn ich jetzt nicht hätte wegfahren müssen?“

„Ich weiß es nicht, Wolfgang. Außerdem ist es doch egal, oder? Es war ein Impuls.“

„Ein fantastisch getimter Impuls, meinst du.“

„Nenne es, wie du willst. Jedenfalls gut, dass Javier gerade jetzt gekommen ist.“ Keine Leidenschaft mehr, keine Wut. Kühl und beherrscht war sie. Hatte sie gespürt, dass er nicht vorgehabt hatte, zurückzukommen, und versuchte sie ihn zu manipulieren? Wenn das ihre Absicht gewesen war, war es ihr ganz ausgezeichnet geglückt. Aber sie hatte sich selbst damit verraten. Sie fühlte sich ganz eindeutig zu ihm hingezogen, diese Hexe, die ihn so wahnsinnig machte. Wenn Javier verdammt noch mal nicht erschienen wäre, hätte Wolfgang sie in sein Zimmer geschleppt und dort langsam, voller Leidenschaft mit ihr geschlafen, bis sie um Gnade flehte.

### Drittes Kapitel

Die junge Frau am Air Berlin-Schalter betrachtete Javier mehr als interessiert, bevor sie ihm die Tickets aushändigte und eine gute Reise wünschte. Ihre Kollegin, die den Kurs „Umgang mit aufgebrauchten Kunden“ ganz offensichtlich mit glänzenden Ergebnissen absolviert hatte, war damit befasst, zwei deutschen Touristen auf professionelle Weise zu erklären, dass sie diesen Flug nicht würden nehmen können,

obwohl sie Tickets dafür besaßen.

„Wir haben Glück, dass wir mitkommen, der Flug ist überbucht“, meinte Wolfgang.

„Um genau zwei Plätze“, antwortete Javier. „So ein Zufall, nicht wahr? Wir müssen zu Gate 6. Das Boarding läuft schon.“

Wolfgang starrte ihn an. „Du hast doch nicht etwa jemanden bestochen?“

„Bestochen, ich? Natürlich nicht, ich habe hier einen Freund in einer hohen Position, der mir gern einen Gefallen tun wollte. Genauso, wie ich das auch mal für ihn getan habe“, erklärte Javier.

Der Transit in Palma verlief wie üblich schnell und effizient; Menschenmassen wurden wie Schlachtvieh durch lange Gänge getrieben, und jeder bog am richtigen Gate ab: Düsseldorf, Frankfurt, Münster, Amsterdam, Brüssel, Berlin-Tegel. Der Flug war langweilig, wie Flüge das immer waren, und wurde von professionell freundlichen Stewardessen begleitet, die ganz ohne Zweifel lieber etwas anderes getan hätten, als in einem vollgestopften Bus mit Flügeln gebräunten Sandkastentouristen Getränke und Snacks zu verkaufen. Javier las *El País* und hüllte sich in ein abweisendes Schweigen. Wolfgang tat sein Bestes, um nicht an Julia denken zu müssen, aber die Erinnerungen schlichen sich immer wieder in sein Gehirn, wo sie sich laut bemerkbar machten. Er war froh, als die Maschine endlich in den Sinkflug ging, von der Konstellation der unzähligen Lichter angezogen wurde, die Berlin am Abend darstellte – funkelnde

kleine Punkte, die sich in raschem Tempo in Wohnungen, Gebäude, Autos und Straßenlaternen verwandelten. Berlin schien ihn willkommen zu heißen oder sogar verlocken zu wollen, diese Stadt, aus der er hatte fliehen müssen, weil er dort nicht mehr sicher gewesen war, aber Gott sei Dank war er das jetzt wieder.

Das Flugzeug legte eine saubere Landung hin, fuhr dann zum Terminal. Enervierend langsam suchten die Passagiere ihre Besitztümer zusammen und versperrten auf diese Weise schnelleren den Weg. Endlich betrat Wolfgang gefolgt von einem noch immer schweigenden Javier das Flughafengebäude Otto Lilienthal.

Verlockungen, davon gab es in diesem Augenblick zu viele, und sie waren größtenteils nicht miteinander vereinbar. Kleine, warme, ihm winkende Lichter, Irrlichter, die ihn dazu verführen wollten, seine vorgezeichnete Route zu verlassen. Rational betrachtet war er froh, dass Javier die Szene auf dem Patio unterbrochen hatte. Vom Gefühl her vielleicht in diesem Moment noch nicht, aber das würde schon noch kommen. Wenn er mit Julia geschlafen hätte, hätte das die Situation ganz ohne Zweifel in hohem Maße komplizierter gemacht. Jetzt ging es darum, sein Leben wieder selbst in die Hand zu nehmen, wie es sein sollte, und er wusste auch genau, wie er das anfangen musste. Er würde sich ein Haus in Galizien kaufen und abwechselnd dort und in Berlin leben. Julia würde er vergessen.

Er wünschte sich aus tiefstem Herzen, ihr nie begegnet zu

sein.

Der Flug aus Amsterdam war bereits gelandet, und Sergio wartete auf sie. Javier umarmte ihn, eine Geste, die Wolfgang von ihm nicht erwartet hatte, weil die einzigen Emotionen, die der Polizist normalerweise der Außenwelt zeigte, aus Ärger und Ungeduld bestanden.

Sergio wirkte gefasst. Im Taxi auf dem Weg zum Landeskriminalamt überschüttete er die beiden mit Fragen, die sie nicht beantworten konnten, und mit der allerletzten hoffnungsvollen Überlegung, die man immer anstellte, und die Wolfgang und Javier leider sehr wohl zu beantworten wussten: „Könnte es sich nicht auch um eine Verwechslung handeln? Vielleicht haben sie ja gar nicht Francisco gefunden, sondern jemand anderen.“

Das war allerdings unwahrscheinlich.

Das vertraute grüne Schild mit dem Text „Landeskriminalamt, LK1, Delikte am Menschen“ starrte ihn an, als wäre er nie weg gewesen. Die fünf Wochen erschienen ihm wie eine Ewigkeit. Ihre Schritte klangen hohl in den langen, breiten Fluren des Gebäudes in der Keithstraße 30. Es war eine ruhige Straße am Rand von Berlins grüner Lunge, dem Tiergarten. Wolfgang konnte sich schon jetzt nicht mehr vorstellen, dass er hier all diese Jahre verbracht hatte. Claus hing in dem verschlissenen Sessel hinter seinem Schreibtisch, der wie immer unter unübersichtlichen Haufen verschwand – Papiere, Akten, ein Kassettenrekorder,



Essensreste und Gott weiß was sonst noch flog in diesem Schweinestall herum. Claus war sechzig Jahre alt, litt unter Übergewicht, trug seine ewigen durchgelaufenen Nike-Schuhe, die vor langer Zeit einmal weiß gewesen waren, und ein T-Shirt mit dem Text „Mein Arsch“. Er verkörperte das in vielen Krimis dargestellte Stereotyp des etwas älteren, schmuddeligen Inspektors im Zivil, und obwohl es nach außen hin nicht so wirkte, als sei er sich dessen bewusst, vermutete Wolfgang, dass er dieses Image heimlich kultivierte. Claus war geradezu süchtig nach *Tatort*, *Polizeiruf 110*, *Derrick* und *Frost*. Wolfgang seinerseits war ein Liebhaber der für Claus zu subtilen Serie *Columbo*. Claus schüttelte allen die Hände und bedeutete ihnen, sie sollten sich setzen. Sergio starrte auf den Blackberry auf dem Schreibtisch. Claus spielte die Voicemailnachricht ab, und Wolfgang Stimme erfüllte das Zimmer. Danach blieb es kurz still, ein Schweigen voller unausgesprochener Fragen. „Warum hast du deinen Namen nicht genannt?“, war die erste, die Claus stellte.

„Der ist für Spanier unaussprechlich“, erwiderte Wolfgang.

„Da unten nennen mich die Leute ‚Coleta‘, Spanisch für ‚Pferdeschwanz‘.“

„Ach so, alles klar“, meinte Claus, als hätte er sich wegen dieses Problems den ganzen Tag Sorgen gemacht. Er betrachtete Javier sorgfältig. „Und das hier ist sicher sein Freund?“

Typisch für Claus, dass er in Klischees dachte. Sergio war eher klein, kleidete sich nicht modisch, trug eine Brille

und war ein bisschen stämmig. Nach Claus' Verständnis passte Javiers muskulöser Fitnessstudiolook besser zu einem Homosexuellen.

„Du würdest mir eine große Freude machen, indem du diese Unterhaltung übersetzt“, erklärte Javier. „Und ich will jedes Wort hören. Lass nichts aus.“

Wolfgang übersetzte. Er ließ nichts aus. Javier warf Claus einen Blick zu, der eine Kobra mit Eifersucht erfüllt hätte. Ganz offensichtlich entwickelte sich da eine grundlegende Antipathie, und dem Ausdruck auf Claus' Gesicht nach zu urteilen beruhte dieses Gefühl auf Gegenseitigkeit.

„Vielleicht kannst du Franciscos Freund ... Sergio“, Wolfgang deutete nachdrücklich auf den Angesprochenen, „und Javier ... Franciscos Onkel, erzählen, was genau passiert ist. Nur der Ordnung halber, Javier bekleidet eine wichtige Position bei der *Guardia Civil*.“

Claus bedachte Javier mit einem beleidigend trägen Blick und machte ein demonstrativ ungläubiges Gesicht.

„Wann darf ich Francisco sehen?“, wollte Sergio wissen.

„Morgen“, erklärte Claus als Antwort auf Wolfgangs

Übersetzung. „Die Autopsie ist erfolgt, jetzt warten wir auf den offiziellen Bericht.“ Er nahm eine Akte zur Hand, in der sich diverse Fotos befanden, und wählte eines davon aus. Es zeigte das Gesicht eines gut aussehenden jungen Mannes mit gebräunter Haut und einem Einschussloch mitten auf der Stirn. Eine eingetrocknete rostfarbene Blutspur verlief von seiner Schläfe bis zu seinem linken Ohr.

Javier starrte das Foto mit heruntergezogenen Mundwinkeln

an; man sah deutlich, wie sich die Kiefermuskeln unter seiner straff gespannten Haut abzeichneten. „Ich will die anderen Aufnahmen auch sehen. Ich will wissen, was vorgefallen und wie weit man mit den Ermittlungen gekommen ist. Ich will, dass man diesen Mörder fasst. Und wenn der inkompetente Versager hier dazu nicht in der Lage ist, was ich stark vermute, werde ich mich selbst darum kümmern.“ Wolfgang übersetzte. Diesmal gab er nicht jedes Wort wieder. „Hast du mir übrigens nichts zu sagen?“, fragte Claus. „Stundenlang habe ich an diesem Tag auf dich gewartet, aber du bist einfach nicht aufgetaucht. Ohne mir ein Wort zu sagen.“

„Entschuldige, ich hätte etwas von mir hören lassen sollen.“ „Und ob. Fünf Wochen, und dann nichts als eine E-Mail von den Bahamas.“ Er sprach das Wort mit Nachdruck aus. „Wie war es da eigentlich?“

„Angenehm“, meinte Wolfgang. „Strand, Palmen, Cocktails – ich konnte mich wunderbar erholen. Mal was anderes, so ein paar Wochen in den Tropen.“

Claus starrte ihn an, und Wolfgang war auf die überraschende Wut in seinen Augen nicht vorbereitet.

„Du bist ein Arschloch.“

Esteban schenkte ihnen die Gläser voll. Zum Glück war es in seinem spanischen Restaurant in Wilmersdorf ruhig. Die Gäste saßen draußen auf der von kleinen Olivenbäumen und Oleandersträuchern umgrenzten Terrasse bei Weißwein und Prosecco. Cava hatte sich in Berlin noch nicht als

Modegetränk durchgesetzt, aber das würde ganz ohne Zweifel noch kommen.

In der mediterran anmutenden Hitze präsentierte sich die Stadt von ihrer sonnigsten Seite. Die Caféterrassen waren voll, und das reiche Berlin zeigte sich und seinen Erfolg in glänzend geputzten Sportwagen mit offenem Verdeck, unzähligen sorgfältig gekleideten Männern und blonden oder nicht ganz natürlich blonden, nonchalant telefonierenden Damen mit gekonnt auf dem Kopf positionierten Markensonnenbrillen. Im Sommer wies Berlin in bestimmten Stadtteilen eine außergewöhnlich hohe Cabriodichte auf. Sergio und Javier waren in Wolfgangs Apartment geblieben, und Wolfgang freute sich über die Gelegenheit, alles ungestört mit seinem Freund Esteban besprechen zu können. Der erzählte ihm, dass er gestern das Restaurant seinem Kompagnon überlassen hatte und den ganzen Tag mit Francisco durch bekannte und weniger bekannte Teile Berlins gezogen war. Am Morgen hatten sie mit einem Kaffee in der Gaststätte MAUS angefangen, und Esteban sollte Wolfgang ganz herzliche Grüße von Silke ausrichten, die gefragt hatte, wann er endlich mal wieder vorbeikomme. Danach hatten sie halb Berlin durchquert und waren nach einer typisch deutschen Mahlzeit in Wilmersdorf noch auf einen Absacker in Estebans Restaurant eingekehrt.

Wolfgang dachte an die Gaststätte MAUS zwischen den Volksgärten, wo er so viele Monate nicht mehr gewesen war. Wenn er nach Pankow kam, trank er dort immer ein Bier, wie früher mit Claudia - eine der wenigen ihrer gemeinsamen

Traditionen, mit denen er nicht gebrochen hatte. Sie waren einmal während eines Spaziergangs durch den Volksgartenkomplex zufällig in der Gaststätte MAUS gelandet und seitdem mit einiger Regelmäßigkeit dort eingekehrt. Bis zu ihrem Haus am Majakowskiring hatten sie es nicht weit, und in diesem Teil von Pankow gab es leider nur wenige gute Eckkneipen.

Francisco war spät am Abend aus dem Restaurant weggegangen und hatte gemeint, er wolle die S-Bahn nach Pankow nehmen und von dort aus zum Majakowskiring laufen. Auf dem Weg war er ermordet worden.

Claus hatte von Silke gehört, dass Esteban mit Francisco unterwegs gewesen war, und ihn vernommen. Er hatte wissen wollen, wie das Verhältnis zwischen Francisco und Sergio gewesen war, und ob die beiden Sergio zum Flughafen gebracht hatten oder er allein dorthin gefahren war. Außerdem hatte er nachgefragt, welche Beziehung zwischen Wolfgang und Francisco bestand und wie lange Wolfgang auf den Bahamas gewesen war. Ohne nachzudenken hatte Esteban erzählt, dass Wolfgang es sich im letzten Augenblick anders überlegt und sich die ganze Zeit in Spanien aufgehalten hatte. Claus' Gesichtsausdruck war zu entnehmen gewesen, dass er das Ganze äußerst merkwürdig fand.

Darum hatte Claus so angepisst reagiert - er wusste, dass Wolfgang ihn angelogen hatte.

„Wie geht Javier damit um?“, wollte Esteban wissen.

„Du kennst ihn doch. Er spricht nicht darüber, jedenfalls nicht mit mir.“

Esteban schaute ihm ins Gesicht. „Da ist noch was, ich sehe es dir doch an. Erzähl schon.“

„Ich glaube, er findet, dass ich eine Teilschuld trage, weil ich den beiden Berlin so ans Herz gelegt habe.“

„Lächerlich!“, rief Esteban empört aus. „Wie kommt er denn darauf?“

Es tat gut, dass die Reaktion seines Freundes so spontan und aus vollem Herzen kam.

„Es ist seltsam, aber ich empfinde es fast genauso.“

„Damit darfst du gar nicht erst anfangen, völliger Unsinn.“

Und weil du gerade ‚seltsam‘ gesagt hast: Siegfried ist gestern hiergewesen. Er hat mehrfach versucht, dich zu erreichen, aber er hatte deine neue Handynummer nicht, und auf seine E-Mails reagierst du auch nicht, sagt er. Ich habe versprochen, dafür zu sorgen, dass du ihn anrufst. Das habe ich hiermit getan. Er war böse, weil ich ihm deine neue Nummer nicht geben wollte. Das fand ich selbst übrigens auch nicht gerade angenehm.“

Wolfgang hatte seine alte SIM-Karte sicherheitshalber vernichtet und Esteban ans Herz gelegt, seine neue Nummer geheimzuhalten, weil er nicht bereit gewesen war, mit Freunden und Bekannten über alles Mögliche zu reden und ihnen Geschichten über einen erfundenen Urlaub auf den Bahamas aufzutischen. Das würde sich jetzt ändern. Er musste sich auf die Freunde konzentrieren, die er in der letzten Zeit vernachlässigt hatte, bevor es zu einer völligen Entfremdung kam. Er hatte sie mit gefälschten E-Mails von den Bahamas betrogen, aber das war bitter nötig gewesen,

eine Frage von Leben und Tod.

„Ich begreife einfach nicht, wie du mit diesem Mann befreundet sein kannst; ich finde ihn unheimlich, nicht normal.“

„Siegfried ist in der Tat speziell“, erwiderte Wolfgang. Esteban öffnete den Mund, schien es sich dann aber anders zu überlegen und schloss ihn wieder. Er war nicht der Einzige, der Siegfried merkwürdig fand. „Der Typ hat doch nicht alle Tassen im Schrank“, wie es Claus auf seine gewohnt feinfühligkeit ausdrückte.

Wolfgang würde Siegfried anrufen, denn von ihm waren mehrere besorgte E-Mails gekommen, auf die er nicht reagiert hatte. Außerdem wurde es Zeit, Berlin wieder neu zu erkunden, seine in der ganzen Stadt verteilten Lieblingskneipen zu besuchen, und er würde mit Gitta in Neukölln anfangen.

Morgen aber noch nicht. Erst standen diverse weniger angenehme Punkte auf dem Programm.

#### Viertes Kapitel

Berlin brauste um sieben Uhr morgens mit voller Kraft, als hätte es nie geschlafen. Zuvor war es schrittweise aus einer nächtlichen Stille erwacht, zuerst zerrissen vom schrillen Zwitschern der Amseln, gefolgt vom allmählich anschwellenden Summen des Autoverkehrs. Sobald die Sonne aufging, beschien sie eine quicklebendige Stadt, in der diejenigen, die die Nacht bevölkert hatten, unauffindbar untergetaucht waren, als wären sie nie dagewesen. Tag und Nacht führten parallele

Existenzen, und wenn sich ihre Pfade kreuzten, ignorierte man einander.

Wolfgang trank seinen Kaffee draußen am Stehtisch der Bäckerei in der Leibnizstraße und beobachtete das Gewimmel der Menschen, die auf dem Weg zur Arbeit waren oder gerade von dort zurückkehrten. Ein Fingerschnipsen hatte ausgereicht, um ihn wieder in dieser geschäftigen anderen Welt ankommen zu lassen, und ein größerer Kontrast zu dem spanischen Dorf, das er so überstürzt verlassen hatte, schien kaum möglich. Er holte tief Atem. Berliner Luft. Um sechs Uhr hatte er es nicht mehr im Bett ausgehalten und war nach einer heißen Dusche losgezogen.

Es würde ein langer Tag werden. Die Leichenhalle im Stadtteil Moabit. Das Landeskriminalamt im Tiergarten. Sein Haus in Pankow. Der Volksgartenkomplex. Ein schwerer Tag in der Gesellschaft von Javier und Sergio.

Er überquerte erst den Walter-Benjamin-Platz und dann den Kurfürstendamm, in der Hand die Papiertüte mit den gerade gekauften belegten Brötchen.

Javier und Sergio saßen schweigend in seinem Apartment an dem großen Esstisch aus Holz und hatten es offensichtlich geschafft, seinen Kaffeeautomaten in Gang zu setzen.

Scheiße. Wenn sie den nur nicht kaputtgemacht hatten. Normalerweise durfte das Gerät außer ihm niemand bedienen, denn er betrachtete es als eine Art Rolls Royce und verwendete nur die im exakt richtigen Grad feingemahlene Bohnen.

Javier nahm sich ein Brötchen, studierte den deutschen



Scheibenkäse darauf mit einigem Misstrauen und aß es danach rasch auf.

„Ich hoffe, der Fettsack wird uns gleich etwas mehr erzählen können als gestern Abend.“

„Ich spreche schon mit ihm“, antwortete Wolfgang. „Claus war mein fester Partner, er wird mich über alles informieren.“

Sergio zog die Schultern hoch. „Eigentlich macht es sowieso nichts mehr aus. Francisco ist tot, er kommt nicht wieder.“

„Das sagst du jetzt, aber es ist trotzdem wichtig“, erwiderte Javier. „Wir werden das Arschloch finden, das die Verantwortung für diese Sache trägt.“

„Du solltest darauf vorbereitet sein, dass man dir bei der Polizei einige persönliche Fragen stellt“, meinte Wolfgang.

Die Bedeutung dieser Bemerkung schien nicht zu Sergio durchzudringen. Javier dagegen hob ruckartig den Kopf.

„Was willst du damit sagen?“

„Damit will ich sagen, dass man, wie du ja weißt, bei Morduntersuchungen in erster Linie die unmittelbare Umgebung unter die Lupe nimmt“, erklärte Wolfgang und fügte rasch hinzu: „Dabei geht es ja nur darum, gleich bestimmte Leute eliminieren zu können, Sergio.“

„Soll das etwa heißen ...“, setzte Javier an, aber zu Wolfgangs Erstaunen unterbrach ihn Sergio.

„Das ist doch nur logisch, Javier, das verstehe ich schon. Der Partner ist immer der erste Verdächtige, das sagst du doch selbst auch ständig.“

„Hm! Na ja, wenn du die Sache so siehst.“

„Vor allem, weil es ja ein Motiv gibt“, fügte Sergio betont

beiläufig hinzu.

„Ein Motiv?“, wiederholte Javier, legte sein zweites Brötchen auf den Tisch und starrte Sergio an, als sehe er ihn zum ersten Mal und als gefalle ihm nicht, was er da sah.

„Ein Motiv“, bestätigte Sergio. „Ich erbe nämlich eine ganz schöne Summe Geld von Francisco.“

„Francisco war in der Tat nicht gerade arm“, sagte Javier, ohne den Blick von dem man abzuwenden. „Sein Vater schwamm geradezu im Geld, und Francisco hat ziemlich viel davon bekommen. Nicht, dass er jemand war, der sich viel mit Geld abgab. Er war nicht materialistisch eingestellt.“

„Er hat das Ganze als Spiel betrachtet. Er hatte das Geld, konnte tun und lassen, was er wollte. Ihm war gar nicht bewusst, welche Privilegien er genoss“, meinte Sergio. Wolfgang betrachtete den jungen Mann, der seine Brille abgenommen hatte und sie nun sorgfältig putzte. Seine Stimme hatte seltsam geklungen, als gehöre er selbst nicht zur Klasse der Privilegierten und finde diese Tatsache bedauerlich. Jedenfalls zeugte es nicht gerade von einem hohen Maß an Feingefühl, wenn man in einem solchen Moment über Geld zu reden begann.

„Nun ja, du warst in Amsterdam, als Francisco ... als es passiert ist, also wird sich die Sache beim LKA insgesamt schnell regeln lassen.“

„Das denke ich auch“, antwortete Sergio. „Und dann fahre ich so schnell wie möglich zurück nach Spanien.“ Er sah Wolfgang an. „Du verstehst sicher, dass wir das mit dem Hauskauf nicht durchziehen können. Ich habe in keiner Weise das

Bedürfnis, in Berlin zu wohnen.“

Javiers dicke dunkle Augenbrauen krochen langsam nach oben.

„Allein, meine ich natürlich“, fügte Sergio rasch hinzu.

„Du wirst aber doch wohl warten, bis man Franciscos Leichnam freigibt“, sagte Javier.

Sergio schüttelte den Kopf. „Das wäre wenig sinnvoll. Ich regele in Spanien dann schon mal das Begräbnis. Es ist besser, wenn du hierbleibst, Javier, und die Formalitäten auf dich nimmst. Du bist schließlich sein Onkel.“

Sergio biss ordentlich von seinem Schinkenbrötchen mit gekochtem Ei ab, und als Wolfgang Javiers Gesichtsausdruck sah, stellten sich ihm die Nackenhaare auf.

An der Haltestelle Savignyplatz nahmen sie die S-Bahn zum Zoologischen Garten, wo sie in die U-Bahn zur Turmstraße umstiegen. Das Institut für Rechtsmedizin befand sich nicht beim Uniklinik-Komplex der Charité in Mitte, sondern in der Turmstraße in Moabit. Wolfgang hatte diesen Ort im Laufe seiner Karriere häufiger besucht. Moabit war ein industrielles Eiland in Westberlin gewesen, im Schatten der Mauer, eingefasst von der Spree und zwei Kanälen. Ein vergessener Teil Berlins, der zurzeit für die meisten mit dem schwer gesicherten Hochsicherheitsgefängnis gleichbedeutend war, in dem prominente Gefangene wie RAF-Mitglieder und DDR-Obere einsaßen, und mit dem größten Kriminalgericht Europas. In Moabit gab es noch keine Gentrifizierung, obwohl der Stadtteil sehr zentral gelegen war und schöne alte Gebäude vorweisen konnte. Moabit fanden

die aufstrebenden Yuppies nicht sexy, und darüber war Wolfgang besonders froh, weil er die sympathische und Gott sei Dank noch unverdorbene Gegend mit schönen ECKKneipen mochte; Wolfgang kehrte dort hin und wieder ein.

„Wie lange haben die beiden einander eigentlich gekannt?“, wollte Wolfgang wissen.

Javier trank einen Schluck Automatenkaffee und verzog das Gesicht. Geschmackstechnisch war das Gesöff tatsächlich als Tiefpunkt einzuordnen, aber dieser Umstand interessierte die meisten Besucher der Leichenhalle nur ganz am Rande. In gewisser Weise war es so auch passender.

Francisco und Sergio hatten einander vor drei Jahren kennengelernt, kurz nachdem Franciscos Eltern bei einem Autounfall ums Leben gekommen waren, also nachdem Francisco geerbt hatte. Dieser Sergio löste in Wolfgang kalte Schauer aus. Was hatte Francisco nur in jemandem gesehen, der sich kurz nach dem Mord an seinem Geliebten nur mit dem Erbe befasste?

Der Gegenstand seiner Gedanken kam von der Toilette zurück. Er hatte rote Augen und nasses Haar, als hätte er den Kopf unter den Wasserhahn gehalten. Der Anblick von Francisco unter dem Laken im Autopsiesaal hatte ihn ganz offensichtlich aus dem Gleichgewicht gebracht.

Glücklicherweise also doch noch eine menschliche Reaktion. Javier hatte schweigend die Verletzungen studiert, nicht die leiseste Emotion gezeigt und anschließend in brüskem Ton Wolfgang damit beauftragt, den Autopsiebericht anzufordern. Der lag Hauptkommissar Rehberg bereits vor, hatte die

forensische Ärztin, eine alte Bekannte von Wolfgang, geantwortet. Inga war eine äußerst kompetente und über die Landesgrenzen hinaus berühmte Pathologin. Wolfgang sah, wie Javier die Augenklappe der Frau anstarrte, und erinnerte sich an seine erste Begegnung mit ihr: einer exotischen Piratin im Autopsiesaal mit seinen beigeen Granittischen, die auf seltsame Art und Weise stylish wirkten wie eine hippe Party-Location. Dann hätte da nur nicht Franciscos Körper liegen dürfen, kalt und blass, mit einem Einschussloch in der Stirn und aufgesägtem Brustkorb, mit Organen, die man entnommen, betrachtet, gewogen und danach an ihren alten Platz zurückgelegt hatte, bevor man alles mit groben Stichen zunähte.

Ihrs erstes Zusammentreffen war eine beinahe surrealistische Erfahrung gewesen. Damals hatte Siegfried noch hier gearbeitet, bevor er aus medizinischen Gründen hatte gehen müssen. Inga hatte Wolfgang angeschaut und in lakonischem Ton den Grund für die Augenklappe erklärt, als wolle sie Spekulationen hinter ihrem Rücken vorbeugen. Die Augenklappe stammte aus der Zeit, in der sie als Chirurgin anfing und ein achtjähriges Mädchen nicht hatte retten können. Inga traf keine Schuld, aber der Vater des Kindes war außer sich geraten und hatte ihr eines Tages mit einem Messer aufgelauert. Danach war sie nie wieder als Chirurgin tätig gewesen. Jetzt arbeitete sie zwischen den Toten, und diese Entscheidung hatte sie noch keinen Moment bereut. Jeden Tag trug sie eine Augenklappe in einer anderen Farbe. Heute war es ein Grün, das so gar nicht zu ihrer dunkelblauen Schürze

passte, und das bedeutete, dass sie keinen guten Tag hatte und wollte, dass die Welt das auch begriff.

Inga war einen Kopf kleiner als Wolfgang, bewegte sich graziös und hatte halblanges, glänzendes braunes Haar, das ihr geschmeidig um das Gesicht fiel – eine einzelne Locke bedeckte einen Teil ihrer Augenklappe. Sie rieb sich das gesunde Auge; es war blau. „Eine Schande, so ein hübscher junger Mann. Was glaubst du, eine Beziehungstat? Vielleicht ist er ja fremdgegangen, deswegen der Schuss in die Geschlechtsteile. Das war übrigens der zweite, als er schon nicht mehr lebte; er muss auf dem Rücken gelegen haben. Die Kugel ist gerade im Boden eingeschlagen.“

Mit ihrem einen Auge schaute sie ihn an. „Ich hatte gehofft, du würdest wieder beim LKA arbeiten, aber die Graue Zelle hat mir berichtet, dass du das Opfer kennst. Schade. Dass du nicht zurückkommst, meine ich. Es würde das durchschnittliche Intelligenzniveau in deiner Abteilung um Einiges erhöhen.“

Inga konnte Claus nicht ausstehen, und „Graue Zelle“ war noch die schmeichelhafteste ihrer Bezeichnungen für ihn. Sie sagte, er verfüge nur über eine einzige Hirnzelle und setze diese äußerst sparsam ein. Claus wiederum nannte Inga hinter ihrem Rücken „die Zyklopin mit dem Skalpell“.

Er war wirklich ein Schwein.

„Eine interessante Sache habe ich entdeckt.“ Inga deutete auf zwei winzige dunkle Flecken an Franciscos Handgelenk.

„Brandwunden; eine elektrische Verbrennung, um genau zu sein. Die können sehr gut von einer Stun Gun stammen.“

Aber warum hatte man Francisco nicht sofort erschossen? War er an einem anderen Ort mit dieser Taser-Pistole ausgeschaltet und später ermordet worden? Inga zufolge gab es keinen einzigen Hinweis darauf, dass er gefesselt gewesen war. Keine Wunden oder blauen Flecken am Körper. Auch keine Anzeichen für vor Kurzem ausgeübte sexuelle Aktivität. Da waren nur die Brandwunden gewesen, und die gaben einem zu denken.

Claus hing in seinem Sessel und studierte eingehend die Bordkarten, eine Amsterdamer Hotelrechnung, eine Eintrittskarte für den Kongress in Rotterdam und einen Straßenbegrenzungspfahl aus Schokolade in der Form eines Penis, wobei ihn das letzte Objekt noch am meisten zu interessieren schien. Sergio wartete draußen, weil er frische Luft brauchte. Javier saß mit verschränkten Armen da und brach hin und wieder sein Schweigen, um eine Übersetzung zu verlangen.

Claus hatte bei der Fluggesellschaft überprüfen lassen, ob Sergio tatsächlich nach Amsterdam und zurück gereist war, was sich als wahr herausgestellt hatte. Trotzdem blieb er davon überzeugt, Sergio habe etwas mit dem Mord zu tun, weil er dadurch erbte. Vielleicht hatte er einen Mietwagen nach Berlin genommen und Francisco ermordet, um direkt danach wieder nach Amsterdam zurückzukehren. Neben dem finanziellen Vorteil sah er als mögliches Motiv, dass Francisco wahrscheinlich mit einem anderen herum machte, was auch den Schuss in die Eier erklären würde.

Also das, was auch Inga vermutete.

Claus pflegte diverse Vorurteile, und eines davon bestand darin, dass Schwule nicht gerade dazu neigten, monogame Beziehungen zu führen, - schlimmer noch, sie hatten die Promiskuität geradezu erfunden. Er empfand Homosexuelle auf irgendeine Weise als bedrohlich und hatte bestimmte Vorstellungen davon, wie es in einer solchen Beziehung zuging - Vorstellungen, die vage blieben, weil er vor allem nicht zu lange darüber nachdenken wollte. Ihm wäre nie eingefallen, es könnte mutatis mutandis vielleicht genauso zugehen wie in einer heterosexuellen Beziehung. Claus war wirklich kein übler Typ, nur hielt er an Überzeugungen fest, die Jahrzehnte zuvor in seinem Inneren Wurzeln geschlagen hatten und daraus nicht mehr zu entfernen waren. Neben Homosexuellen stellten auch Ausländer mit dunkler Hautfarbe und dem Islam als Religion für ihn eine Quelle unbestimmter Bedrohung dar.

„Wer sagt uns denn, dass zwischen den beiden nur Friede, Freude, Eierkuchen herrschte?“, fragte Claus. „Das kann dieser Sergio so oft behaupten, wie er will, und der hier“, erklärte er mit einer Kopfbewegung zu Javier, „auch, wenn er das möchte. Sie wohnten ja nicht im selben Dorf, also kann er doch nicht beurteilen, wie es um die Beziehung bestellt war? Du weißt doch, wie das läuft.“

Claus verfügte seiner eigenen Ansicht nach über die angeborene Gabe, immer zu wissen, wie es lief, und dafür benötigte er nicht die geringste nähere Kenntnis über die Situation.



Aber wenn Sergio Angst gehabt hatte, dass Francisco mit anderen herummachen könnte, wie es Claus so bildreich ausdrückte, wäre er zweifelsohne nicht allein nach Amsterdam und Rotterdam gefahren. Umgekehrt wäre Francisco nie allein in Berlin geblieben, wenn er Sergio nicht vertraut hätte. Und so wie er die kleinen Dörfer in der Extremadura kannte, konnte sich Wolfgang kaum vorstellen, dass dort besonders viel Rumgemache zwischen Homosexuellen stattfand, zumindest nicht in der Öffentlichkeit. Javier hatte eine ganz eindeutige Meinung, was die Beziehung der beiden betraf. So monogam wie Jesus waren sie gewesen, hatte er gesagt. Ob das unbedingt eine beruhigende Qualifizierung war, fragte sich Wolfgang nur insgeheim.

„Ach Claus, du wirst dich wirklich nie ändern.“

Der Angesprochene bestätigte diese Einschätzung, indem er sich mit einem Nagel, der einen ausgeprägten Trauerrand aufwies, langsam hinter dem Ohr kratzte.

„Ich nicht, nein.“ Claus schaute Wolfgang bedeutungsvoll an. Was sein ehemaliger Partner damit meinte, erschloss sich Wolfgang nicht, und eigentlich wollte er es auch gar nicht wissen.

Die Strecke vom LKA an der Keithstraße bis nach Pankow hätte Wolfgang im Schlaf zurücklegen können. Achtzehn Haltestellen waren es vom Wittenbergplatz aus, und die Fahrt dauerte etwa eine halbe Stunde.

Ein junger Mann mit einem Namensschild wünschte den Reisenden einen wunderschönen guten Tag, entschuldigte sich

für die Störung und rasselte sein Sprüchlein herunter. Wolfgang kaufte ihm zum Preis von 1,50 Euro die Zeitschrift *Straßenfeger* ab; von dem Betrag gingen 90 Cent an die Obdachlosen. In Berlin gab es die höflichsten auf der westlichen Halbkugel. Der Verkäufer stieg am Potsdamer Platz aus, und zwei Osteuropäer nahmen seinen Platz ein: ein älterer Akkordeonspieler in Begleitung eines etwa vierzehnjährigen Jungen, der in einem Plastikbecher das Geld einsammelte. An der Friedrichstraße verließen die beiden den Zug, um im nächsten ihr Glück zu versuchen. Javier nahm all das konzentriert in sich auf.

Wolfgang und Javier stiegen in Pankow aus, liefen an dem Rathaus aus rotem Backstein vorbei und wandten sich nach rechts.

Javier stolperte über eine Baumwurzel, die durch den Asphalt gebrochen war, und erklärte, in dieser Metropole wachse mehr Unkraut als in den Straßen seines Dorfes; dann fügte er hinzu, ein neuer Belag könne den Bürgersteigen nicht schaden. Damit hatte er recht. Seit dem Mauerfall war in dieser Richtung nichts mehr unternommen worden – vielleicht sogar noch viel länger, denn 1960 hatte die DDR-Parteispitze, die der Volksmund als „Pankow-Regime“ bezeichnete, diesen schicken Teil Ostberlins gegen das waldreiche Wandlitz eingetauscht, wo man sich in angemessenem Abstand von Berlin und weit weg von der eigenen Arbeiterklasse an den Luxusartikeln aus dem Westen gütlich tun konnte. Das hatte nach dem Mauerbau 1961 übrigens weitere Vorteile. Wandlitz lag ein Stück weiter von der

Mauer entfernt, was das Risiko einer plötzlichen Helikopterentführung durch benachbarte kapitalistische Staaten wesentlich reduzierte. Die Paranoia hatte während des Kalten Krieges hin und wieder verblüffende Formen angenommen.

Wolfgang versuchte, alles mit den Augen eines Außenseiters bei seinem ersten Besuch zu sehen. Das fiel ihm schwer, denn er war mit der Stadt verwachsen und sie ein Teil von ihm. Außerdem zog es die Touristen im Allgemeinen zum Kurfürstendamm, zum Potsdamer Platz, zum Brandenburger Tor, zum Reichstag, zur Museumsinsel, zu den Hackeschen Höfen, zu all den obligatorischen Orten aus den Reiseführern, und niemand hätte vermutet, dass Berlin in finanzieller Hinsicht vor der völligen Pleite stand.

Berlin war „Arm, aber sexy“, wie es Bürgermeister Wowereit, den die Berliner liebevoll „Wowi“ nannten, so treffend in einem Interview charakterisiert hatte. Der sehr fantasielose Slogan „Be Berlin“ gehörte auf diese Weise mit einem Schlag der Vergangenheit an.

Berlin hatte mehr zu bieten als die typischen Touristenorte. Viel mehr. Berlin war ein Gemälde, es konnte jahrzehntelang bei einem an der Wand hängen, und doch entdeckte man plötzlich etwas Neues. Schöne und hässliche Dinge.

Unerwartete Details. Perlen und verrottende Fäulnis. Es war eine Stadt, die das, was sie verborgen hielt, nicht ohne Weiteres mit jedem teilte, diese so offene und zugleich so schwer zu greifende Metropole voller Geheimnisse und Erinnerungen, die nur Berliner zu kennen schienen, eine

Stadt voller Paradoxa und Gegensätze, die sich selbst nur jenen preisgab, die sich der Gunst Berlins auch würdig erwiesen hatte.

In Claudias Wohnung gab es elfenbeinweiß gestrichene Wände und hohe Fenster mit Fensterbrettern aus cremefarben lackiertem Holz. Das Apartment befand sich mitten im Majakowskiring, der ruhigen Straße in der Form eines Ovals im besseren Teil von Pankow, einer grünen Oase freistehender Häuser mit Gärten, in denen man sich in einem Dorf wähnte. In den Zeiten, als die DDR-Parteispitze hier noch wohnte, war es eine *gated community* gewesen, von Zäunen umgeben und mit Wachtposten, die keine Unbefugten hineinließen. Wolfgang schaute auf das Haus - beinahe wäre es verkauft gewesen und hätte ihm damit einen Ausweg aus dem Teufelskreis geboten, in dem er mit seinen Erinnerungen gefangen saß.

Beinahe.

Er schloss die Haustür auf und ließ Javier und Sergio den Vortritt. In dem hellen, geräumigen Wohnzimmer mit den weit geöffneten Glastüren, die in den Garten hinausführten, sprangen ihm die wohlbekanntesten großen Schwarz-Weiß-Fotos entgegen. Javier ging umher und schaute sich alles genau an. Vor einem Glastisch, auf dem ein Porträt von Wolfgang und Claudia stand, blieb er stehen und fragte, ob das Wolfgangs Freundin sei. Wolfgang nickte. Javier warf ihm einen raschen Blick zu und lief dann zu den Gartentüren, schaute auf das Schwimmbecken hinaus.

Auch im Nachhinein verstand Wolfgang nicht, warum er es gewagt hatte, Javier die ganze Geschichte von Claudia zu erzählen. Ihrer Beziehung hatte es jedenfalls gutgetan, bis sie der Mord an Francisco wieder in das vorherige, von Feindseligkeit geprägte Stadium zurückgeworfen hatte. Sergio verschwand nach oben, um seinen Koffer zu packen, gefolgt von Javier. Wolfgang blieb unten. Oben befanden sich die Schlafzimmer, das Bad, das Atelier und das Fotoarchiv. Das alles wurde er leerräumen müssen, wenn er das Haus verkaufte. Seine Vergangenheit. Claudias Vergangenheit. Die Erinnerungen steckten sozusagen in den Wänden und manifestierten sich in den unverkennbaren, leisen knarrenden Geräuschen des Hauses, dessen sämtliche Ecken und Nischen „Claudia“ zu flüstern schienen; er ertrug es nicht mehr, weil es die Leere, die sie zurückgelassen hatte, noch betonte. Mit Händel, Bach oder Bob Dylan hatte er versucht, die Kälte aus dieser schönen, aber so leblosen Wohnung zu verjagen, und wenn er alles gar nicht mehr aushielt, hatte er in voller Lautstärke Rammstein oder Dead Kennedys gehört. Manchmal war er am nächsten Morgen auf dem Sofa aufgewacht, die fast leere Whiskyflasche neben sich, angezogen und mit einem widerlichen Geschmack im Mund, voller Übelkeit und desorientiert, und blinden Flecken in seinem Kopf, Lücken in seinem Gedächtnis, Phasen seines Lebens, die für immer verschwunden waren.

Das Haus musste weg. Er begriff, dass er das eigentlich nicht länger schlimm fand. Im Gegenteil. Es würde ihm helfen, die Erinnerungen hinter sich zu lassen.

Trotzdem fühlte es sich an wie ein Verrat.

Das Wasser im Schwimmbaden glänzte blaugrün in der Sonne, verlockend und kristallklar. Francisco und Sergio hatten es ganz offensichtlich gesäubert. Sein Körper schrie förmlich danach, sich hineinzustürzen, doch Wolfgang beherrschte sich. Später. Er setzte sich an den Rand des Pools und dachte an das eine Mal, als Claudia eine Woche auf Reportage gewesen und er allein hier zurückgeblieben war. Eine Hitzewelle hatte geherrscht, nicht einmal der Abend die erhoffte Kühlung gebracht, und er war unruhig gewesen, als werde gleich etwas geschehen, das sein Leben verändern würde. Er glaubte nicht an Vorahnungen, aber an diesem Abend war tatsächlich etwas Unerwartetes passiert.

Javier und Sergio kamen nach draußen und unterbrachen so seine Erinnerungen. Sergio überreichte Wolfgang die Zeichnungen, die er von dem Haus und den geplanten Umbauarbeiten angefertigt hatte. Er hatte verkündet, nicht länger in dieser Wohnung bleiben zu wollen, darum gab ihm Wolfgang die Schlüssel seines Apartments in Wilmersdorf. Sobald Sergio verschwunden war, fluchte Javier und wandte sich abrupt Wolfgang zu.

„Was hältst du davon?“

„Wovon?“

„Von Sergio natürlich. Findest du sein Verhalten normal?“

Wolfgang dachte über seine Antwort nach. „Normal würde ich es nicht nennen, aber andererseits, was ist schon normal, wenn gerade der eigene Partner ermordet worden ist?“

„Gute Frage“, erwiderte Javier und studierte Wolfgangs Gesicht eingehend.

Wolfgang wurde es unter diesem Blick unbehaglich zumute.

„Vielleicht steht er ja auch einfach nur unter Schock.“

„Bei einem solchen Erbe ist das sehr gut möglich“, meinte Javier reserviert.

Bis zum Volksgartenkomplex brauchten sie nur zehn Minuten. Sie gingen unter dem großen Holzschild mit der Aufschrift „Laubenkolonie Klein Eden“ hindurch. Daneben gab es ein kleineres Schild, auf dem mit einem Pfeil angezeigt wurde, wo sich die Gaststätte MAUS befand.

Francisco musste denselben Weg zurückgelegt haben, wenn er nicht in dem Wirrwarr schmaler Sandpfade verloren gegangen war. Die bildeten ein winziges Straßennetz zwischen den kleinen, mit sorgfältig lackierten Holzzäunen und Hecken abgegrenzten Grundstücke, jedes mit einem Häuschen samt Schuppen, einem Brennholzvorrat, Obstbäumen, einem Gemüsegarten, einer Rasenfläche, Blumen, einem Grill, rustikalen Hütten, Wagenrädern, Gartenzwerge, Keramikfröschen, Reiherskulpturen, Planschbecken, sorgfältig geschnittenen Rasenflächen und nicht zu vergessen einer Sammlung mehr oder weniger rustikaler Paraphernalien. In der Regel galt „Je rustikaler, desto besser“. Für Javier war das ganz offensichtlich ein völlig neues Phänomen: Ihm traten fast die Augen aus dem Kopf.

Im Zickzackkurs bewegten die beiden sich über die Pfade, vom Lorbeerweg, über den Walnussweg, den Apfelweg und den

Asterweg bis zum Preiselbeerweg, wo sie abrupt stehen blieben. Ein rot-weißes Absperrband der Polizei signalisierte deutlich, dass Nummer 20 verbotenes Terrain darstellte. „Bosporus“ stand in zierlichen Buchstaben auf der Holztür des Häuschens. Hier musste Francisco gelegen haben. Ein unwahrscheinlicher Ort für einen Leichenfund, wie all diese Orte. Die Banalität des Todes spiegelte sich oft in der Alltäglichkeit einer solchen Stelle wieder, an der man den leblosen Körper entdeckte. Sobald jede Spur des Geschehenen verwischt war, ging das Leben wieder gnadenlos weiter, als sei nichts geschehen.

Das wurde erst anders, wenn es sich nicht um einen anonymen Ort handelte.

Zum Beispiel die eigene Wohnung.

Er zwang sich, den Gedanken wegzuschieben, und betrachtete den Garten. Die Abteilung für Kriminaltechnik des Landeskriminalamtes hatte ihre Arbeit erledigt. Zwei Kinder im Alter von etwa zwölf Jahren liefen vorbei und starrten sie neugierig an. Eine Deutschlandfahne wehte auf der Hütte des Nachbargrundstücks, wo das Gras nicht gemäht war, wo das Unkraut fröhlich vor sich hin wucherte und einige Gartenzwerge - harmlos ausgedrückt - Vergnügungen frönten, die man in einer Umgebung mit Kindern nicht unbedingt dargestellt sehen wollte. Zwischen den perfekt gepflegten anderen Schrebergärten musste dieses Grundstück sehr auffallen.

Schweigend studierte Javier die verlassene Parzelle, auf der sein Neffe ermordet worden war, und erklärte dann, er



brauche ein Bier. Langsam gingen sie weiter, bis sie ihr Ziel im Schrebergartenkomplex erreichten, ein einstöckiges, viereckiges Gebäude mit kleinen Fenstern und Gardinen davor und einer großen Terrasse. Die Steinskulptur einer Maus im Eingangsbereich schien jeden hereinkommenden Gast aufmerksam zu betrachten.

Gaststätte MAUS.

Die Terrasse hatte sich verändert, seit Wolfgang zuletzt hiergewesen war. Sie stand nun voll mit großen irdenen Blumentöpfen mit Oleanderbüschen, Yuccas und anderen kleinen Palmen und war, wie man dem neuen Schild entnehmen konnte, zur „Terrasse mit tropischem Ambiente“ befördert worden. Was für eine Innovation. Hier und da saßen Leute mit einem Glas Bier vor sich an kleinen Tischen, die die Neuankömmlinge mit kaum verhohlener Neugierde gemusterten, und Kinder mit Eisbechern, die das ganz ohne Scheu taten.

Drinne hatte sich nur wenig verändert.

Mäuse in allen Formen und Größen, aus Porzellan, Holz, Plüsch. Es gab sogar eine ausgestopfte Ratte, eine Neuheit in der Sammlung. Hinter dem Tresen die übliche Kachel mit Spruch, die in einer traditionellen Berliner Kneipe nicht fehlen durfte. Hier lautete die Weisheit: „Investiere in Alkohol, mehr Prozente bekommst du nirgends.“ Der einzige Gast, der drinnen an einem der Tische fernsah, schaute auf, als sie hereinkamen.

„Tagchen, Wolfgang. Das ist aber schon eine ganze Weile her.“

„Hallo, Rödiger“, antwortete Wolfgang. „Wie geht's denn so?“

„Ich kann nicht klagen“, erwiderte Rödiger, wobei es ihm gelang, so zu klingen, als wäre ihm ein Unrecht widerfahren. „Ich bin jetzt in Pension. Nie wieder brauche ich diesen Bus zu fahren und mir das Gejammer meiner Passagiere anzuhören. Und du, du bist sicher im Zusammenhang mit dem Mord hier?“ Wolfgang nickte. Rödiger hatte es immer herrlich gefunden, „seinen“ Bus zu fahren, und seine Passagiere mühelos übertroffen, was Gejammer und missmutige Kommentare betraf. Das Abgeben solcher Kommentare war seine Lieblingsbeschäftigung gewesen. Jetzt konnte er sich hier zwischen den Laubenpiepern – so wurden die Schrebergartenbewohner von der alten Garde genannt – hauptberuflich austoben. Rödigers Schädel war buchstäblich quadratisch, und sein Haar glich einer frisch gemähten Wiese. Wie es sich für einen richtigen Kerl gehörte, vertrat er der Ansicht, dass man Gemüse und Salat den Kaninchen überlassen sollte, und außerdem hatte er eine für Schrebergartenbesitzer ungewöhnliche starke Abneigung gegen Gartenzwerge und rustikale Wagenräder.

„Wolfgang ...“

Eine Stimme hinter ihm unterbrach seine Gedanken. Er wandte sich um. Die vertrauten grünen Augen schauten ihn hinter dem kleinen Tresen hervor an.

Sie kam auf ihn zu und küsste ihn nach einem kurzen Zögern auf beide Wangen. „Das ist aber schon viel zu lange her“, erklärte sie.

Silke hatte lange blonde Haare, grüne Augen und eine helle Haut, die sie niemals der Sonne aussetzte – nicht, weil sie

die nicht gemocht, sondern weil ein gebräuntes Gesicht die Narbe auf ihrer Wange betont hätte; fünf Zentimeter lang mit einem weißen, leicht geraffelten und keine Farbe annehmenden Rand. Bei einer weißen, fast elfenbeinfarbenen Haut fiel das weniger auf.

Silke war eine schöne Frau, und auf eine seltsame Weise schien die Narbe ihre Schönheit noch zu betonen. Sie besaß eine natürliche Schönheit, die einem besonders ins Auge fiel, weil sie nie Make-up benutzte. Sie versteckte die Narbe auch nicht, vielmehr wirkte es so, als denke sie gar nicht mehr daran. In dieser traditionellen Kneipe zwischen den Schrebergärten mit ihren karierten Tischdecken, dem alten Kachelofen, der Mäusesammlung und den gebräunten Laubenpiepern wirkte sie wie ein Fremdkörper. Wolfgang stellte ihr Javier vor, und der schien wirklich beeindruckt von ihrer Erscheinung; das konnte man daran ablesen, dass der misstrauische Ausdruck, der sein Gesicht seit ihrer Ankunft in Berlin entstellt hatte, verschwand und sogar einem kurzen Lächeln Platz machte. Unglaublich! Ob blonde Frauen zu Javiers Schwächen gehörten? Das würde sich Wolfgang merken müssen.

„Bier?“, fragte Silke und lächelte dabei Javier zu.

„Bier.“ Mit einer scheinbar unbewussten Geste zog Javier sich das T-Shirt über der Brust gerade. Bei „Bier“ handelte es sich ohne Zweifel um das einzige deutsche Wort, dessen er mächtig war, aber er sah so aus, als sei er bereit, von ihr mehr zu lernen, und wenn man Silkes Blick so interpretieren durfte, war ihr das auch bewusst.

„Letzte Woche war dein Freund Siegfried hier.“ Silke machte eine Kopfbewegung zu ihrer Mäusesammlung und verdrehte die Augen. „Er hat mir die ausgestopfte Ratte da geschenkt. Ein bisschen makaber, aber na ja, er hat es gut gemeint.“ Sie schaute Wolfgang über die Schulter. „Sven, mach uns drei Bier, ja? Dann schaue ich nach, wie es draußen aussieht.“ Wolfgang hatte Sven nicht hereinkommen sehen. Mit Sven war Silke seit Menschengedenken zusammen, und die beiden führten eine Art On-Off-Beziehung, wobei die Off-Phasen länger waren als die On-Phasen. Sven war elf Jahre älter als Silke und fast genauso blond; er hatte Augen von einem ungewöhnlichen Hellblau, die weit auseinanderstanden und deren Blick oft hin und her schoss, als wolle er die Übersicht über die potenziellen Bedrohungen behalten, die die Welt um ihn herum für ihn in Reserve haben könnte. Wolfgang hatte ihn nie wirklich gemocht, obwohl er dafür keinen konkreten Grund wusste. Sven verhielt sich immer korrekt, konnte in der richtigen Stimmung hervorragend Witze erzählen und gab guten Kunden hin und wieder auf Kosten des Hauses ein Bier aus. Vielleicht waren es einfach diese Augen, oder seine Angewohnheit, fast schleichend durchs Leben zu gehen und plötzlich direkt vor einem aufzutauchen, obwohl man ihn nicht hatte kommen hören.

Sven bestätigte, dass man Francisco nicht weit von der Gaststätte MAUS gefunden hatte, hinter einem Rhododendronstrauch auf der ungenutzten Parzelle im Preiselbeerweg.

Was hatte Francisco dort nur mitten in der Nacht zu suchen

gehabt? Und warum hatte niemand etwas gehört? Die Nachtruhe wurde in der Laubenkolonie im Allgemeinen strikt eingehalten, denn die Leute zögerten nicht, sich beim Vorsteher zu beschweren, wenn jemand zu viel Lärm verursachte. Hier wohnte man in kleinen, hellhörigen Hütten so dicht beieinander, dass man es nachts mitbekam, wenn sechs Parzellen weiter jemand hustete. Eigentlich durfte man in dieser Kolonie nicht dauerhaft wohnen, doch an dieser Regel störte sich niemand.

Der Preiselbeerweg lag in der Richtung des Majakowskirings. Francisco war also wahrscheinlich auf dem Heimweg gewesen. Bis ihn jemand in diesen Garten gelockt hatte. Eine andere Erklärung fand Wolfgang nicht. Aber wer? Und warum? Der Schuss in die Geschlechtsteile konnte natürlich auf ein homophobes Motiv hindeuten, aber irgendetwas stimmte nicht an dem Bild der braven Schrebergartenbewohner, die nachts zur Unzeit über die Sandpfade krochen und Schwule niederschossen.

„Es ist doch logisch, dass niemand diese Parzelle haben will“, erklärte eine melodische Stimme hinter ihnen. Die gehörte zu einem hochgewachsenen, mageren jungen Mann von etwa zwanzig Jahren mit sandfarbenem Haar und einem Bärtchen, das nur den unteren Teil seines Kinns bedeckte. Auf seinem weißen T-Shirt prangte in großen schwarzen Buchstaben der Text „Antifa ist Kampf!“ Er stellte zwei große Einkaufstaschen hinter der Bar ab. „Hallöchen, alle zusammen“, grüßte er in die Runde. „Ich habe alles besorgen können. Draußen im Auto sind noch zwei Kartons; ich gehe

gleich zurück und hole sie. Meine Güte, diese Hitze! Mach mir bitte ein Bier, Sven, das habe ich mir wirklich verdient.“

Der junge Mann wischte sich den Schweiß von der Stirn und ließ sich auf einen Barhocker fallen. „Wie viele Besucher erwartet ihr denn um Himmels willen?“

„Übermorgen findet das alljährliche Sommerfest statt“, erklärte Sven. „Tim hier hilft bei den Vorbereitungen. Er ist Student, schreibt seine Abschlussarbeit über Volksgärten und arbeitet hier hin und wieder, um sich etwas dazuzuverdienen.“

„Ich benutze die Hütte von meinem Onkel“, ergänzte Tim. „Ich studiere Soziologie.“

„Hat die Polizei schon eine Idee, wer es gewesen sein könnte?“, erkundigte sich Sven.

„Ich denke, da brauchen sie gar nicht so lange zu suchen“, meinte Tim. „Du weißt doch, wo man ihn gefunden hat.“

„Was willst du damit sagen?“, fragte Wolfgang.

„Preiselbeerweg 18“, sagte der junge Mann und zog die Schultern hoch, als sei damit alles erklärt.

„Ich weiß nicht, ob die was damit zu tun haben“, sagte Sven und zapfte weiter.

„Wer denn sonst?“

„Was ist da los im Preiselbeerweg 18?“, wollte Wolfgang wissen.

„Man hat diesen Spanier im Garten von Nummer 20 gefunden, und in Nummer 18 wohnen ein paar Neonazis“, erklärte Tim.

„Solche Glatzen. Die mögen keine Ausländer. Aus diesem Grund

sind auch die Bewohner von Nummer 20 gegangen. Eine türkische Familie, die ersten Ausländer in diesem Schrebergartenkomplex. Schade, ich hatte sie leider noch nicht interviewt.“

Neonazis. Die wohnten jedenfalls noch nicht lange dort; zumindest noch nicht, als Wolfgang zuletzt hier gewesen war, sonst wäre ihm das sicher aufgefallen. Diese Typen hatten den Begriff „Xenophobie“ zwar nicht erfunden, ihn sich jedoch mit Freuden zueigen gemacht. Homosexuelle waren ihnen genauso ein Gräuel wie Ausländer, wenn es darauf ankam, und Francisco passte in beide Kategorien, obwohl sie Letzteres natürlich nicht wissen konnten.

„Mit dem T-Shirt da würde ich mal aufpassen“, kommentierte Wolfgang.

Tim winkte leichthin ab. „Schon gut, ich habe eine ganze Sammlung und trage jeden Tag ein anderes. Von solchen Idioten lasse ich mich nicht einschüchtern.“

Sehr löblich, aber die Frage blieb, ob es vernünftig war, solche Idioten zu provozieren, vor allem, wenn man ihnen allein gegenüberstand.

Tim berichtete, die Neonazis wohnten seit etwa einem Monat in der Hütte, seien dabei, diese zu renovieren, und benutzen sie als eine Art Klubhaus. Sie verhielten sich still und verursachten keine Störungen. Ganz offensichtlich taten sie ihr Bestes, um nicht aufzufallen. Hin und wieder erschien ein gut gekleideter Mann: Gregor, dem die Hütte gehörte. Was die Verbindung zwischen ihm und den Glatzen war, wusste der liebe Himmel, aber die Kombination wirkte bizarr. Und dann

gab es noch einen Mann, der hier seit einem Monat wohnte, im Asterweg, und der einen Schrebergarten gemietet hatte. Den hatte Tim ab und zu mit Gregor sprechen sehen. Leider war niemand von ihnen zu einem Gespräch bereit.

Wolfgang übersetzte alles und wies Javier in die wunderbare Welt der Rechtsextremen ein.

„Die gibt es in Spanien inzwischen auch, junge Ultrarechte“, erklärte Javier. „Als hätten wir nicht noch genug alte Faschisten übrig.“

Claus kam herein, hob eine Hand zur Begrüßung und zeigte mit einer Gebärde auf den Mann neben sich. „Christian, mein neuer Partner.“

Christian war zweiunddreißig, arbeitete seit zwei Jahren beim LKA und gehörte nicht zu den talentiertesten aller Kollegen. Ihn mit Claus zusammenzuspannen, schien keine besonders gute Idee.

„Frag den Fettsack, ob er schon vorangekommen ist“, sagte Javier auf Spanisch zu Wolfgang, während er Claus mit unverhohlener Feindseligkeit ansah.

Claus starrte ohne zu blinzeln zurück und ignorierte Javier von diesem Moment an völlig. Fantastisch. Wenn das so lief, hätte Wolfgang Javier lieber nicht dabei gehabt. Ihm konnte überhaupt nicht daran gelegen sein, Claus gegen sich aufzubringen, das wusste er aus Erfahrung. Im Gegenteil. Wenn der sich stur stellte, nutzte einem nicht einmal ein Traktor etwas.

„Habt ihr schon Hinweise gefunden?“, fragte Wolfgang.

„Darum sind wir hier“, erwiderte Claus. „Einer der Bewohner



hatte der fraglichen Nacht etwas beobachtet. Er war gerade mit seinem Hund Gassi und rauchte eine Zigarette. Da hat er ein ploppendes Geräusch gehört, sagt er, als würde jemand einen Gully freimachen. Das war natürlich eine Pistole mit Schalldämpfer. Der Mann hat noch gedacht, dass es ein ungewöhnlicher Zeitpunkt für so eine Gully-Aktion war, mitten in der Nacht, aber er hat nicht weiter darüber nachgedacht. Als er fertiggeraucht hatte, ist er weiter und hat gesehen, wie jemand in das Häuschen der Glatzen gegangen ist. Beschreiben kann er ihn nicht, denn es war stockdunkel. Wir haben den Eigentümer ermittelt, einen gewissen Gregor Treufeldt, ihn aber noch nicht erwischen können. Er wohnt in einer schicken Villa in Grunewald. Seine Nachbarn sagen, sie hätten ihn schon zwei Tage lang nicht gesehen. Wir haben gerade einen Hausdurchsuchungsbefehl für den Schrebergarten bekommen.“

„Ich bin ja mal gespannt, was wir da drinnen vorfinden“, kommentierte Christian.

„Im Idealfall die Mordwaffe“, meinte Claus und runzelte die Stirn. „Wo steckt denn dieser Spanier, wie heißt der auch gleich wieder, Sergio?“

„Was sagt der Fettsack, was ist mit Sergio?“, fragte Javier ungeduldig.

„Nichts, er will nur wissen, wo Sergio ist.“

„Was? Sprich bitte Deutsch“, meinte Claus missmutig.

Der Ärger ließ Wolfgang beinahe mit den Zähnen knirschen. So sollten sie nur weitermachen. Er war umringt von schlecht gelaunten, irritierenden Typen, die ihm zunehmend auf die

Nerven gingen. Wenn Javier erst einmal nach Spanien zurückkehren würde, würde die Sache schon ein ganzes Stück besser laufen. Er merkte, dass Silke ihn anschaute, als begreife sie, wie er sich fühlen musste, und machte eine Bewegung mit den Fingern. Ohne dass ein Wort nötig gewesen wäre, zapfte sie nicht nur für ihn, sondern auch für Javier ein Bier. Claus und Christian sahen so aus, als hätten sie auch Lust auf eines, aber sie konnten natürlich schlecht mit einer Bierfahne einen Hausdurchsuchungsbefehl umsetzen, obwohl sich Claus im Laufe seiner Karriere schon schlimmere Beispiele unangemessenen Betragens geleistet hatte.

Vier uniformierte Polizeibeamte erschienen, und Claus erhob sich. „Lasst uns gehen. Aber der da bleibt hier.“ Er deutete mit dem Daumen in Javiers Richtung.

„Das verstehe ich“, sagte Wolfgang. Claus' Formulierung implizierte, dass er selbst mitdurfte. Javier war nicht besonders erfreut, hüllte sich jedoch in ein beredtes Schweigen, als Wolfgang ihn fragte, ob er selbst einen Fremden an einer Hausdurchsuchung teilnehmen lassen würde. „Ich passe schon auf ihn auf“, erklärte Silke und lächelte Javier an.

Ein Dobermann bog um die hintere Hausecke, entblößte sein Gebiss voller gelber Zähne und knurrte leise, aber nachdrücklich. Mistvieh. Wolfgang schoss durch den Kopf, dass er einen neuen Termin für die Zahnsteinentfernung würde vereinbaren müssen. Durch die ganzen gefährlichen Ereignisse in Spanien war er bisher noch nicht dazu gekommen.

Claus betrachtete die Hütte eingehend. „Ich glaube, da ist jemand drin.“

Wolfgang folgte seinem Blick und sah, wie sich in Nummer 18 ein Vorhang bewegte. Er hätte nur zu gern gewusst, wer dort herumhing, verspürte jedoch keine Lust, es mit einem Dobermann aufzunehmen, der aussah, als hätte man ihn dazu abgerichtet, unerwünschte Besucher günstigstenfalls zu verjagen. Wolfgang konnte Hunde sowieso nicht ausstehen, und die Biester schienen das häufig spüren zu können, denn sie stürmten immer schwanzwedelnd auf ihn zu und rammten ihm wenn irgend möglich ungefragt ihre Sabberschnauze zwischen die Beine. Mit einer so aggressiven Version wollte er schon gar nichts zu tun haben.

Claus trat einen Schritt auf den Zaun zu, woraufhin der Dobermann, sofern das möglich war, noch mehr ungepflegte, scharf aussehende Zähne entblößte und die Beine ein wenig durchbog.

Eine Gruppe junger Männer zwischen fünfzehn und fünfundzwanzig lungerte auf dem Rasen von Nummer 18 herum. Mit ihren kahlgeschorenen Köpfen, weiten Hosen und T-Shirts sahen sie alle mehr oder weniger gleich aus. Einige trugen silberne Ohrringe und Tattoos, und alle strahlten Hass und Aggression aus. Hier handelte es sich um junge Leute, die weder Arbeit noch Hobbys hatten, außer vielleicht der Sportseite oder den Schlagzeilen der sensationslüsternen Boulevardblätter keine Zeitung lasen und wenige Perspektiven im Leben hatten, anderen dafür die Schuld gaben und deshalb äußerst frustriert waren. Ohne jeden Zweifel trugen sie

Messer bei sich und hatten mit ziemlicher Sicherheit Zugang zu anderen Waffen, auch wenn sie damit nicht täglich herumliefen. Ihre Aggression umgab sie wie eine zweite Haut, und ihre Frustration war deutlich spürbar. Solche Typen schreckten nicht davor zurück, Homosexuelle und Ausländer zusammenzuschlagen oder Obdachlose niederzustecken, und sie traten immer in einer Gruppe auf, sodass ihr Opfer nicht den Hauch einer Chance hatte. Wie ein Rudel Wölfe, allerdings mit dem Unterschied, dass diese Tiere nur töteten, um zu überleben. Typen wie die Kerle da im Garten wurden von einer Mischung aus Frustration, Langeweile und Dummheit angetrieben. Sie nannten sich Neonazis und folgten unvorstellbaren Ideologien. Es war eine Lebensform, die Wolfgang aus der Tiefe seines Herzens verachtete. Er dachte an seinen Vater und daran, dass der hoffentlich gerade in der Hölle schmorte.

Wenn Francisco den Glatzen nachts begegnet war, als sie angetrunken waren, hatte er nicht die geringste Chance gehabt. Dann hatten sie ihn mindestens gründlich zusammengeschlagen, nur weil er südländisch aussah. Der Dobermann ließ ein tiefes, langgezogenes Knurren hören. Claus hielt den Hausdurchsuchungsbefehl hoch und befahl den Kerlen, den Hund an die Leine zu nehmen und ihm einen Maulkorb zu verpassen.

Die Glatzen schauten einander an und wirkten amüsiert. „Das mag Prinz aber gar nicht“, erklärte einer von ihnen, ein kräftig gebauter, etwa 1,85 Meter großer Mann mit einem runden Kopf, der ohne Hals direkt auf seinem Rumpf saß, und

einer breiten Nase, die ihrem Aussehen nach schon einmal gebrochen gewesen war.

„Wo ist der Eigentümer dieser Parzelle?“, erkundigte sich Claus.

Der Halslose machte eine Kopfbewegung in Richtung der Hütte, schien jedoch nicht geneigt, den Betreffenden holen zu gehen.

Wolfgang streckte eine Hand aus, um das Tor zu öffnen, und der Dobermann sprang wie ein haariger Blitz auf ihn los, bis direkt an die Umzäunung, wobei er aus nichts als Zähnen und Zahnfleisch zu bestehen schien und übelriechen Atem verströmte. Der Hass in seinem Blick stand dem der Glatzen um nichts nach. Drecksvieh. Hunde sollten verboten werden, ganz sicher diese Sorte, die Haien auf Pfoten glich.

„Wenn Sie uns den Zugang verweigern, gibt es nur eins.“

Wolfgang deutete auf das Tier. „Wir müssen die Töle erschießen.“

Ein verächtliches Lachen war die Reaktion. Eine der Glatzen sagte mit offensichtlich ehrlicher Empörung: „Einen unschuldigen Hund erschießen, das trauen sie sich, die Bullen.“

„Und zwar mit Freuden“, ergänzte Wolfgang.

„Wolfgang hier kann Hunde nicht leiden“, erklärte Claus amüsiert. „Und was er sagt, stimmt – wir kommen rein, ob Sie kooperieren oder nicht.“

Er winkte einen der Beamten in Uniform heran und zeigte auf den Hund. „Einen Schuss zwischen die Augen.“

Wolfgang wusste, dass Claus nur bluffte, aber die Glatzen

starten ihn mit einer Mischung aus Unglauben und Aggression an und näherten sich langsam der Gruppe. Wolfgang war klar, dass die Situation ohne Weiteres aus dem Ruder laufen konnte. Die Glatzen waren zu fünfzehnt und voller unkontrollierter, aggressiver Frustration. Und vielleicht sogar dumm genug, Polizeibeamte anzugreifen.

„Genug jetzt, es reicht“, erklang eine resolute Männerstimme.

Die Tür öffnete sich.

„Ich bin Gregor. Wenn Sie so freundlich wären, mir den Hausdurchsuchungsbefehl zu zeigen?“

Gregor strahlte förmlich aus, dass er nicht hierher gehörte. Eine beige Hose und ein weißes Hemd von Hugo Boss, italienische braune Schuhe, modisch geschnittene dunkle Locken. Ein sonnengebräunter Mann um die Vierzig mit einem gleichmäßigen, blendend weißen Gebiss. Er befahl den Riesen mit dem runden Kopf, der auf den Namen Karl hörte und ganz eindeutig der Anführer der Glatzen war, seinen Hund anzubinden, nahm den Hausdurchsuchungsbefehl entgegen, warf einen Blick darauf und öffnete das Tor. Es war nur ein flüchtiges Überprüfen gewesen, als sei er an solche Dokumente gewöhnt – nach dem Grund fragte er nicht. Was hatte dieser Mann hier verloren? Wolfgang spürte, wie sich die Haare auf seinen Armen aufstellten, winzige Antennen, die ein unbekanntes Signal aufzufangen versuchten.

„Sie haben wahrscheinlich von dem Mord an dem Spanier gehört“, sagte Claus, während er den anderen langsam und absichtlich beleidigend von Kopf bis Fuß musterte. Claus

reagierte immer allergisch auf teuer gekleidete Männer, sogar schon auf solche, die einen Schlips trugen.

Gregor nickte.

„Haben Sie in der fraglichen Nacht irgendetwas mitbekommen? Etwas gehört?“

„Nein; selbstverständlich schlafe ich nicht hier“, erklärte Gregor in feierlichem Ton. „Ich wohne in Grunewald.“

Das klang selbstzufrieden. Ein Neureicher, stellte Wolfgang fest. Diese Sorte Leute konnte es einfach nicht lassen.

Grunewald war eine schicke Gegend, zumindest früher einmal.

Jetzt war „teure Gegend“ die angemessenere Bezeichnung.

„Was machen Sie eigentlich beruflich?“, wollte Wolfgang wissen.

Gregor starrte ihn an, kniff die Augen zusammen und sagte:

„Berater.“

Das konnte Vieles bedeuten, und darunter gab es einige zweifelhafte Optionen. Häufig war die Beratertätigkeit ein Euphemismus für Aktivitäten mit dem Ziel, Gelder aus zweifelhafter Herkunft aus den gierigen Händen des Fiskus zu halten. Ein „Berater“ mit einem Klubhaus für Neonazis stellte ein interessantes Phänomen dar und verdiente eine genauere Untersuchung.

„Haben Ihre jungen Freunde in dieser Nacht vielleicht etwas gesehen?“

Gregor schaute Wolfgang arrogant an, doch kurz flackerte Ärger in seinem Blick auf. „Meine ‚jungen Freunde‘, wie Sie sie nennen, haben mit der Sache nichts zu tun. Sie kommen hierher, damit sie nicht in Schwierigkeiten geraten, um ein

Bier zu trinken, ein bisschen Karten zu spielen. Sie renovieren meine Hütte. Ich biete den Jungs einen Ort an, wo sie hinkönnen. Sie sind das Opfer ihrer Umstände. Sie haben im Leben wenig Chancen bekommen, stammen aus kaputten Familien. Ich versuche zu verhindern, dass sie auf die schiefe Bahn geraten, ihnen einen Ort zur Verfügung zu stellen, an dem sie sich treffen können, damit sie woanders keinen Mist anstellen.“

„Mir kommen die Tränen“, erklärte Claus. „Okay, genug geplaudert, an die Arbeit.“ Er winkte Wolfgang, ihm nach drinnen zu folgen.

Die Laube war geräumiger, als es von außen den Anschein hatte, eine Art Blockhütte, in deren großem Wohnzimmer es einen Holztisch mit Stühlen, einen Schrank, zwei Sofas und einen Fernseher gab. Rechts sah man eine winzige Küche, ein noch kleineres Badezimmer und ein Schlafzimmer mit zwei Betten. Diverse Farbeimer mit Pinseln standen herum. Zwei Wände waren vor Kurzem gestrichen worden, und es roch nach Terpentin. Man hatte den Holzfußboden abgeschliffen, und über allem lag eine Schicht Staub und Sägemehl. Systematisch und gründlich durchsuchten sie das Häuschen, sprachen dabei kein Wort. Das Schlafzimmer hatte keine Geheimnisse preiszugeben. Die kleine Küche wurde fast zur Hälfte von einem Kühlschrank mit Gefrierfach voller Flaschen Becks Bier und Tiefkühlpizzen in Beschlag genommen. Sie holten alles heraus, denn es wäre nicht das erste Mal, dass jemand, der sich für besonders schlau hielt, seine Waffe in einem



Pizzakarton oder etwas Vergleichbarem im Tiefkühler versteckte und sich nicht darüber im Klaren war, dass ein Einbrecher oder ein Polizeibeamter genau an diesem Ort zuerst suchen würde. Doch hier gab es nur unangebrochene Packungen, die sie zur Sicherheit eine nach der anderen öffneten. Eine Mikrowelle, Messer, Gabeln, Gläser und Teller, etwas Küchenrolle, und das war es auch schon an Ausstattung. Im Wohnzimmer drehten sie die Sofas, die Sessel und den Tisch um, leerten den Schrank ganz aus und untersuchten den Holzfußboden auf darunter verborgene Räume. Nichts. Unten im Schrank stand ein Staubsauger. In einer Lade lag ein leerer Fotorahmen mit kaputtem Glas. Wolfgang schnitt sich an einer Scherbe, und ein dicker dunkler Blutstropfen trat hervor. Er fluchte. Zwei kleine Fenster mit Vorhängen ließen sich nicht öffnen. Es war noch Einiges an Arbeit nötig, damit die Hütte den Status eines schlecht gepflegten Ferienhauses verlor. An der Wand hing ein Picasso-Druck, und im Regal standen einige Bücher. Ayn Rand. Sarrazin. Eine Bild-Zeitung.

„Nichts.“ Claus schaute angepisst drein. „Mal nachsehen, ob man im Garten bei den Glatzen was gefunden hat, aber groß ist die Wahrscheinlichkeit nicht; so dumm werden sie nun auch wieder nicht sein.“

Wolfgang ging langsam hinter Claus nach draußen. In dem spärlich eingerichteten Häuschen war nichts zu finden. Keine Pistole. Keine Stun Gun. Er hatte sogar die Farbeimer mit einem Löffel durchsucht, ohne Erfolg. Und trotzdem hatte etwas seine Aufmerksamkeit erregt. Etwas passte da nicht.

Aber was?

Gregor stand unter dem Apfelbaum im Schatten und schaute mit neutralem Gesichtsausdruck dabei zu, wie die Glatzen eine nach der anderen befragt wurden und man den Garten durchsuchte. Das Waffenarsenal bestand aus einer Sammlung Taschenmesser - nicht verboten, aber darum nicht weniger gefährlich. Die Männer gaben sich ohne Ausnahme ahnungslos, sie hatten nichts gesehen oder gehört, waren in der betreffenden Nacht nicht hier gewesen, sondern zu Hause bei ihrer Mutter. Alle wohnten sie brav bei Mutti, die ihre schützende Hand über sie hielt, statt ihnen einen Tritt in den ultrarechten Hintern zu verpassen. Aber Mutti sah dazu wahrscheinlich gar keinen Anlass. Und Vati hatte einige Zeit nach der anfänglichen Euphorie über den Mauerfall seine Arbeit verloren, was zuerst die Schuld der Wessis war und inzwischen, wie das momentan in jedem zivilisierten Land der Fall zu sein schien, die Schuld der Ausländer. Zumindest die von Ausländern mit anderer Hautfarbe oder einem bestimmten Glauben.

Gregor, wie konnte es anders sein, war gerade von einer zweitägigen großen Golfpartie mit Geschäftsfreunden zurückgekehrt, und wenn der Hauptkommissar das wünschte, ließ sich das auch beweisen.

Claus wünschte das tatsächlich.

Die Glatzen hingen herum wie ein Virus kurz vor dem Ausbruch und sprachen in gedämpftem Ton miteinander. Plötzlich richteten alle ihren Blick auf das Tor. Dort stand Tim und

nahm mit offensichtlichem Interesse das Geschehen in sich auf.

„Was gibt's denn da zu glotzen?“, fragte der halslose Karl in aggressivem Ton.

Tim zog die Augenbrauen hoch und deutete auf sein T-Shirt, auf dem in großen schwarzen Buchstaben das Wort „GLATZEN“ prangte. „Glatzen“, erklärte er. „Ich bin ein Glatzenglotzer.“

Wolfgang konnte beinahe spüren, wie eine Welle des Hasses und der Aggression durch die Gruppe lief. Tim grinste über seinen eigenen Witz, wandte sich um und ging davon. Auf der Rückseite seines T-Shirts war „RAUS!“ zu lesen.

Der Junge spielte ein gefährliches Spiel.

„Diesem Intellektuellen begegnen wir schon noch irgendwo“, erklärte Karl. Hass verzerrte sein rundes Gesicht mit der dicken Nase, deren Flügel zitterten wie bei einem Stier kurz vor dem Angriff. Die übrigen ließen ein zustimmendes Gemurmel hören. Wolfgang ging auf Karl zu und näherte sich mit seinem Gesicht dem der Glatze. Der andere hatte ein ungepflegtes Gebiss, und mit dem Gestank aus seinem Mund machte er dem Dobermann Konkurrenz.

„Wenn ihr ihm auch nur ein Haar krümmt, ziehe ich euch zur Rechenschaft.“

„Ach tatsächlich? Warum denn? Ist das dein Freund oder was?“ Die anderen lachten.

„Das ist doch eine Schwuchtel, genauso wie der Spanier mit seinem Handtäschchen. Guck dir mal die Haare an. Echte Männer tragen keinen Pferdeschwanz.“

Handtäschchen. Dieses Phänomen war eines der auffälligsten Phänomene im spanischen Stadtbild der letzten Jahre gewesen und erstaunte Wolfgang immer noch. Den Spaniern war es gelungen, die Handtasche auch für Männer zum Accessoire zu machen. Oft waren diese Modelle aus Leinen, sodass ihnen zumindest noch der Anschein der Sportlichkeit anhaftete, aber es waren und blieben Handtaschen. Francisco hatte ein Exemplar aus Kalbsleder besessen. Hatten diese Kerle darum vermutet, dass Francisco und Sergio schwul waren?

Wolfgang zog eine Augenbraue hoch. „Ich kann mir schon denken, warum du so große Angst vor Schwulen hast.“ Er musterte den Mann von oben bis unten und erklärte mit einem Lächeln: „Vielleicht bist du ja sogar mein Typ.“

Zu seiner Genugtuung sah er, dass Karl violett anlief. Wie leicht man einen solchen Typen an seiner empfindlichsten Stelle treffen und provozieren konnte. Mach schon, Junge, versuch mich zu schlagen. Aus dem Augenwinkel nahm er wahr, dass Claus und Gregor auf ihn zukamen. Schade.

„Es reicht“, befahl Gregor scharf. „Karl, rei dich zusammen.“

„Er hat mich einen Schwulen genannt“, gab der Angesprochene empört zurück. Es war wahrscheinlich die grte Beleidigung, die sein Hirn erfassen konnte.

„Dann benimm dich auch nicht wie einer und lass den Hauptkommissar in Ruhe. Oder sollte ich Ex-Hauptkommissar sagen?“

Claus hatte ihn als Kollegen vorgestellt. Woher wusste dieser Gregor, wer er war? Wolfgang konnte mit Sicherheit

sagen, dass er ihm noch nie im Leben begegnet war. Gregor schaute ihn an und lächelte. „In gewissen Kreisen kennt man Sie. Ich habe Sie sofort erkannt. Interessant übrigens, dass sich ein ehemaliger Hauptkommissar an einer Hausdurchsuchung der Mordkommission beteiligt. Das scheint mir nicht ganz im Einklang mit dem Gesetz.“ In einer quasi entschuldigenden Geste zog er die Schultern hoch. „Ich bin nicht nur Berater, sondern auch Jurist. Rechtsanwalt, um genau zu sein. Ich werde mich sicher im Detail damit befassen, wie hier alles abgelaufen ist.“

Claus bedachte ihn mit einem wütenden Blick. „Wolfgang ist mein *Berater*“, erklärte er mit Nachdruck. „Und Sie, Treufeldt, tun, was Sie nicht lassen können. Das behalte ich mir dann ebenfalls vor.“

Wenn man das aus Claus' Sprache übersetzte, bedeutete es: Mach nur, Arschloch, und ich werde dir von jetzt an so Einiges an Schwierigkeiten bereiten.

Doch Wolfgang war klar, dass ihnen hier ein Problem ins Haus stand. Warum hatte ihm Claus nicht erzählt, dass sie es mit einem Rechtsanwalt zu tun bekommen würden? Manchmal ignorierte er einfach bestimmte Details.

„Ich habe Sie sofort erkannt“, hatte Gregor gesagt. Aber wann? Er war nicht direkt nach draußen gekommen. Er hatte die uniformierten Polizeibeamten durchs Fenster kommen sehen und war sicher noch fünf Minuten in der Hütte geblieben. Um sich eine Strategie auszudenken? Einen Telefonanruf zu tätigen? Oder etwas zu verbergen?

Aber da drinnen war nichts, es gab keinen Ort, an dem man

etwas hätte verstecken können.

Er spürte, wie ihm warmes Blut an der Hand entlanglief. Der Schnitt war wieder aufgegangen. Der Fotorahmen mit dem kaputten Glas. Plötzlich wusste er, was ihm als merkwürdig aufgefallen war. Auf dem Rahmen und dem Glas befand sich eine Staubschicht, genau wie auf allem in der Hütte, aber in der Schublade war kein Staub gewesen, und das bedeutete, dass jemand den Rahmen erst vor Kurzem dort hineingelegt hatte. Oder schnell hineingeworfen, und dabei war das Glas zerbrochen.

Warum? Was hatte der Rahmen enthalten?

Wolfgang winkte Claus zu sich und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Claus lief sofort in die Hütte und kam mit dem Picasso-Druck zurück. Wolfgang drehte das Bild um und löste die Pappe von der Rückseite.

Ein Foto mit einem Dutzend kahlgeschorener, grinsender Männer.

„Schau genau“, kommentierte Claus sarkastisch. „Das hier nehmen wir mit.“

Wolfgang betrachtete das Foto und drehte es um, und plötzlich schien die Welt stillzustehen.

Das war doch nicht möglich. Er konnte nicht glauben, was er da sah, blinzelte, aber das Bild blieb gleich. Verblüfft starrte er auf die Rückseite des Fotos.

## Fünftes Kapitel

Wolfgang dachte an den Text auf der Rückseite des Fotos.

Zufall, hatte Claus gesagt, bevor er mit Christian verschwunden war, aber er hatte Wolfgang dabei seltsam angeschaut. Oder vielleicht hatte sich Wolfgang das auch nur eingebildet?

„Eine schöne Frau, diese Silke“, meinte Javier. „Schade, dass sie kein Spanisch spricht. Wie alt ist sie denn?“

„Ungefähr so alt wie du“, antwortete Wolfgang. Sie musste inzwischen etwa Mitte Vierzig sein, aber man hätte sie ohne Weiteres auf zehn Jahre jünger geschätzt. Javier hatte recht, sie war eine Schönheit, und daran änderte auch die Narbe nichts. Als er sie irgendwann einmal zu fragen gewagt hatte, woher sie die Narbe hatte, hatte Silke nach einem kurzen Schweigen geantwortet: „Das war ein Geschenk von jemandem, den ich lieber vergessen will“, und er hatte nicht mehr weitergefragt.

Er musste an Julia denken, die auch schön war, aber so ganz anders, dunkel, unergründlich. Silke glich einem offenen Buch. Sie brachte den Männern zwei Bier und sagte mit einem Lächeln, sie sei froh, Wolfgang wieder einmal zu sehen. Er lächelte zurück und war sich darüber im Klaren, dass ihn Javier mit einem Stirnrunzeln beobachtete.

„Dein Freund Esteban hat mir erzählt, du willst nach Spanien ziehen“, erzählte sie. „Er war ein paarmal mit den beiden Spaniern hier.“ Sie schaute ihn nachdenklich an. „Hast du das wirklich vor? Ich glaube, du wirst Berlin vermissen. Du bist letzten Endes ein Stadtmensch. Ein Berliner.“

Sie ging zurück an die Bar und ergänzte von dort aus leichthin: „Außerdem hat Berlin so Einiges zu bieten, das

weiß du.“

Es gab keinen Zweifel daran, was sie damit meinte.

„Übersetzung!“, kommandierte Javier.

Wolfgang bezweifelte, dass er die wirklich brauchte, und Javiers nächste Bemerkung bestätigte das.

„Esteban hat mir erzählt, du hattest was mit ihr“, meinte Javier.

Esteban würde lernen müssen, sein Mitteilungsbedürfnis im Zaum zu halten.

„Ich hatte was mit ihr, aber da war nichts dahinter.“ Es ging um die vergangenen Jahre, hin und wieder. Nur Sex, mehr hatte es zwischen ihnen nicht gegeben. Er empfand keine tieferen Gefühle für Silke, und sie auch nicht für ihn. Er wusste wenig bis nichts von ihr, spürte auch nicht die geringste Seelenverwandtschaft. Sie waren einfach zwei Menschen, die einander immer wieder besuchten und danach ihre eigenen Wege gingen, und daran war nichts Verwerfliches. Vom ersten Mal abgesehen natürlich, als Claudia noch lebte und sich gerade in Paris aufhielt, weil sie an einer Reportage arbeitete. Er war bis zur Schließungszeit in der Gaststätte MAUS gewesen, und Silke hatte ihn gebeten, sie nach Hause zu bringen, weil am Abend davor eine Frau auf der Straße beraubt worden war und sie sowieso nicht gern im Dunkeln draußen herumlief. Er war mit ihr gegangen, hatte in ihrer Wohnung ein Glas getrunken und sich mit ihr unterhalten, als eine Stille entstand, die nicht vergehen wollte und sich mit einer Spannung gefüllt hatte; zwischen ihnen kam es zu einem leidenschaftlichen



Kuss, aus dem es keinen Weg zurück gab.

Gott sei Dank war Claudia nie dahintergekommen. Es war das erste und einzige Mal gewesen, dass er sie betrogen hatte, und er hatte das immer bereut, weil es einen Verrat bedeutete, einen Verrat in einem schwachen Moment, und warum? „Ich werde dir immer treu sein“, das konnte er sich selbst noch sagen hören. War eine leidenschaftliche Nacht es wert gewesen, dieses Versprechen zu brechen? Ihre Beziehung aufs Spiel zu setzen? Eine rhetorische Frage.

Javier wechselte das Thema. „Ich kann Sergio nicht erreichen. Er geht nicht ans Telefon.“

„Vielleicht ist er ja bei Esteban“, meinte Wolfgang. An Sergio wollte er jetzt wirklich nicht denken.

„Nein, den habe ich schon angerufen, er hat Sergio nicht gesehen.“

„Oder er ist in die Stadt gefahren.“

„Natürlich, zum Brandenburger Tor, oder zum Shoppen in einem von euren schicken Kaufhäusern, um sich dabei zu überlegen, was er alles Schönes mit seinem Erbe wird anstellen können.“

Javier ließ die Fingerknöchel knacken. „Dieser widerliche kleine *hijo de puta*, dieser Hurensohn.“

„Würdest du das bitte bleiben lassen, Javier“, sagte Wolfgang irritiert. Dieses Knöchelknacken war eine der Gewohnheiten, die ihn an Javier störte, und der wusste nur zu gut, dass Wolfgang das Geräusch nicht ertrug.

Javier schaute ihn mit einem düsteren Blick an und verschränkte die Arme übereinander. „Erzähl weiter: Der Fettsack hat ein Foto. Was ist damit? Hat es etwas mit

Sergio und Francisco zu tun? „

Wenn das nur so wäre. Auf der Rückseite der Aufnahme prangte der ihm wohlbekannte Stempel mit dem Text „Foto Claudia Stein“.

Er hat nicht gewusst, dass Claudia jemals Bilder von Neonazis gemacht hatte. Genau wie er fand sie diese Sorte Typen widerwärtig. Noch mysteriöser war, was das Foto dort verloren hatte, versteckt hinter einem Picasso-Druck. Gregor hatte sie kommen sehen und es versteckt. Warum? Er selbst war nicht darauf. Ob das wohl bedeutete, dass jemand anders darauf war, für den es kompromittierend sein könnte, wenn bekannt wurde, dass er zu einer Gruppe Neonazis gehörte oder gehört hatte? Außer einem jüngeren, aber eindeutig zu identifizierenden Karl kannte Wolfgang keines der Gesichter. Wie alt die Aufnahme wohl war? Er würde in Claudias Archiv auf die Suche gehen.

Zufall, erklärte auch Javier.

„Sergio ist weg“, rief Esteban.

Wolfgang hielt sein Handy etwas weiter vom Ohr entfernt.

„Der taucht schon wieder auf.“

„Du verstehst mich nicht, er hat den Schlüssel bei mir im Restaurant gelassen. Ich bin in deinem Apartment nachschauen gegangen, und sein Koffer ist nicht mehr da. Er ist abgereist. Da liegt ein Umschlag mit euren Namen drauf.“

Scheiße. Wahrscheinlich hatte er einen Flug nach Spanien genommen. Sie hätten ihn nicht aus den Augen lassen dürfen.

„Wenn ich den kleinen Wurm in die Finger bekomme, reiße ich

ihn in Stücke.“ Javier sah aus, als würde er seine Worte gern tatsächlich wahr machen. „An deiner Stelle würde ich sofort den Fettsack anrufen, der kann dann herausfinden, welchen Flug er genommen hat.“

Wolfgang seufzte und gab Claus` Nummer ein. Der war wie erwartet ziemlich angefressen, gleichzeitig aber auch zufrieden, weil er seine eigene Theorie bestätigt sah. „Siehst du wohl, er hat etwas damit zu tun, sonst würde er nicht flüchten. Und er hat ein Motiv. Wir müssen dafür sorgen, dass man ihm auf den Zahn fühlt. Ich werde eine europaweite Fahndung veranlassen. Dann kannst du schon mal deinen Macho einschalten.“

„Javier ist nicht mein Macho“, antwortete Wolfgang beleidigt.

„Ach nein? Da bin ich ja beruhigt.“

War Claus jetzt ganz und gar verrückt geworden? Wolfgang entschied sich dafür, die Bemerkung seines früheren Kollegen zu ignorieren, aber der hörte nicht auf.

„Ich habe mich schon ab und zu gefragt, ob du nur wegen Claudia beim LKA wegwoolltest“, fuhr er fort. „Man hört ja öfter mal, dass Männer sich erst outen, wenn sie älter sind. Du kannst es mir ruhig sagen, vor mir braucht dir das nicht peinlich zu sein.“

Claus hatte tatsächlich völlig den Verstand verloren. Wolfgang teilte ihm mit, wohin er sich seine Theorien stecken konnte, und beendete das Gespräch.

„Ich nehme den ersten Flug, den ich kriegen kann, und folge Sergio“, verkündete Javier. „Ich Sorge dafür, dass er

zurückkommt, egal, wie ich das schaffe. Er wird auf Knien um Gnade betteln.“

„Wir fahren jetzt sofort in meine Wohnung in Wilmersdorf und schauen nach, was in diesem Umschlag steckt.“

Wolfgang stieß die Aufzugtür auf und sah, dass vor seiner Wohnungstür jemand auf der Treppe saß. Der Mann sprang auf und sagte aus tiefstem Herzen: „Endlich kommst du. Ich warte hier schon seit Stunden.“

Er schaute in das vertraute asymmetrische Gesicht mit den breiten Wangenknochen, in die Augen mit den ungewöhnlich langen, dunklen Wimpern, sah die dunklen Locken. Siegfrieds Gesicht wirkte, als hätte man es etwas zu nonchalant in die Form gebracht und als hätte der Künstler beschlossen, so sei gut, weil man beim Betrachten nicht entscheiden konnte, ob es schön oder hässlich war, und weiteres Modellieren den Ausschlag in eine der beiden Richtungen gegeben hätte.

Wie Wolfgang Siegfried kannte, war er mit seinem „Stunden“ wahrscheinlich bei der Wahrheit. Wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, ging er mit einer bewundernswerten Geradlinigkeit darauf zu, ließ sich von niemandem ablenken und ließ nicht locker, bis er sein Ziel erreicht hatte.

Sie begrüßten einander. Siegfried hatte schmale Hände mit langen, dünnen Fingern, die nicht zum Rest seiner Erscheinung zu passen schienen. Er war kräftig gebaut und bewegte sich ungeschickt, mit übertriebenen Bewegungen, als könne er nicht gut mit seinem Körper umgehen, einem Körper, in den er nicht passte und aus dem seine echte Form immer

wieder zu entkommen versuchte.

Ungeschickt war Siegfried jedoch in keiner Weise. Wenn er früher im forensischen Institut seine Arbeit ausgeführt hatte, waren seine Bewegungen beherrscht, sicher und bis ins Autistische präzise gewesen; er hatte das Skalpell mit fester Hand geführt, wie mit einem computergesteuerten Roboterarm. Diese Eigenschaften brauchte er auch in seinem gegenwärtigen Beruf, einem aus dem Ruder gelaufenen Hobby, das von den meisten Leuten als bizarr empfunden wurde, unbedingt. Ein achtzigjähriger Präparator aus Marzahn am östlichen Außenrand Berlins hatte ihm in einem der verwaisten alten Bauernhöfe im von trostlos wirkenden Hochhäusern umgebenen ehemaligen Dorfkern jahrelang mit aller Sorgfalt in die Kunst des Tierausstopfens eingeweiht. Siegfried wechselte den Beruf und tauschte die Leichenhalle in Moabit gegen den Arbeitsplatz seines Lehrmeisters in Marzahn ein, um seinem ungewöhnlichen Hobby nachzugehen. Als der Mann starb, der keinen einzigen Angehörigen hatte, erbte Siegfried alles von ihm. Der alte Mann hatte – trotz der Warnungen, das sei nicht möglich – ins Testament aufnehmen lassen, man solle ihn nach seinem Tod präparieren, aber gegen ein solch bizarres Ansuchen hatte sich das deutsche Gesetz gewehrt, sehr zum Missfallen von Siegfried, für den das unter die unverzeihliche bürgerliche Spießigkeit fiel. Siegfried litt an Schizophrenie und wurde von einer unnatürlichen Besessenheit mit dem Tod gequält, die letztlich dafür gesorgt hatte, dass er seine Stelle als Pathologe hatte aufgeben müssen. Dank der Medikamente, die

er täglich schluckte, funktionierte er ohne Probleme. In den vergangenen Jahren wäre es allerdings zweimal beinahe schiefgegangen; beide Male, nachdem er eigenständig beschlossen hatte, die Medizin für eine Weile abzusetzen, um endlich einmal wieder Emotionen zu empfinden, deren Intensität nicht durch pharmazeutische Mittel beeinträchtigt wurde. Er hatte geglaubt, diese Selbstmedikation vornehmen zu können, schließlich war er nicht irgendjemand, sondern selbst Arzt – gut, Pathologe und Anatom und schon seit Jahren aus dem Geschäft, also nicht ganz auf dem Laufenden, was die Arzneimittelgabe für diese Art Krankheiten betraf, aber dabei handelte es sich um Haarspalterei – und er hatte einen IQ von „gut 150, ich glaube sogar, etwas mehr“, wie er es selbst immer leichthin formulierte. Er war, kurzum, ein besonderer Fall, und selbst das stellte eine Untertreibung dar.

„Ich freue mich, dich zu sehen“, sagte Wolfgang, und er meinte es ehrlich.

Javier schob Wolfgang aus dem Weg. Er lief nach drinnen, direkt zum Esstisch, nahm sich den Umschlag und riss ihn ungeduldig auf. Darin befand sich ein kurzer Brief mit dem Text: „Ich fliege zurück nach Spanien, um das Begräbnis zu regeln. Mit dem Mord an Francisco habe ich nichts zu tun. Beilegend der Beweis. Sergio.“

Eine Flugbuchung auf Sergios Namen und zwei Bordkarten, eine für den Flug von Amsterdam nach Stockholm und eine für die Rückreise. Zwei Fotos von Sergio und einem jungen Mann mit blondem, beinahe weißem Haar. Dessen Name und Telefonnummer.

Ein Flyer vom alljährlichen smörgåsbord-Festival und dem Datum. Javier fluchte inbrünstig. „Der kleine *hijo de puta* war bei einem Freund in Stockholm.“

„Ist er da öfter hingefahren?“

„Ja, zu Kongressen“, erklärte Javier sarkastisch. „Jetzt verstehe ich auch, warum Francisco ihn nie begleiten durfte.“

„Schau dir mal das Datum an; das bedeutet, dass er unmöglich in Berlin gewesen sein kann. Er hat also tatsächlich nichts mit dem Mord an Francisco zu tun.“

Dann mussten sie wohl doch bei den Neonazis weitersuchen. Es bestand nicht der geringste Zweifel daran, dass Javier es schade fand, Sergio nicht mehr zu den Verdächtigen zählen zu können, und Claus würde dieses Gefühl ganz zweifellos teilen. Wolfgang musste Claus unverzüglich informieren. Er bat Javier, ihn ins LKA zu begleiten. Bei Siegfried entschuldigte er sich und versprach ihm, sie würden später zusammen ein Bier trinken gehen. Siegfried antwortete, er werde auf Wolfgang's Anruf warten. Wolfgang wusste, dass der Freund das tun würde, und zwar den ganzen Tag, wenn das nötig war.

Claus ließ überprüfen, ob Sergio den Flug nach Stockholm tatsächlich angetreten hatte, und veranlasste, dass man Kontakt zu dem skandinavischen Freund aufnahm. Danach erklärte er seufzend, er brauche unbedingt ein Bier, und daraufhin verfluchte er die LKA-Führung – und, da er schon einmal dabei war, direkt auch den höchsten Vorgesetzten bei

der Berliner Polizei - weil sie die Mordkommission in einer Gegend angesiedelt hatten, in der es keine anständige Eckkneipe gab. Er war damit beschäftigt, die Alibis der Glatzen zu überprüfen und ihre Beziehung zu Gregor unter die Lupe zu nehmen, doch bisher hatte das nichts gebracht. Mühsam erhob er sich aus dem Sessel.

„Ach, ehe ich's vergesse, hier sind Franciscos persönliche Besitztümer. Diese Handtasche lag neben ihm, als man ihn fand, und der Inhalt war über den Boden verstreut. Seltsamerweise lagen die Fotos fein säuberlich auf einem Stapel. Wir haben alles auf Fingerabdrücke untersucht, aber nichts Brauchbares gefunden.“

Er überreichte die Ledertasche Javier.

„Und seine Fotoausrüstung?“, fragte der.

„Die hatte er nicht bei sich“, erwiderte Claus.

„Francisco hat nie ohne eine Kamera das Haus verlassen.“

Javier runzelte die Stirn. „Die schönsten Bilder macht man, wenn man es nicht erwartet, hat er immer gesagt. Der Mörder muss seinen Apparat mitgenommen haben.“

Über die Kurfürstenstraße erreichten sie die Bayreuther Straße und überquerten den Wittenbergplatz in Richtung Kaufhaus des Westens, kurz KaDeWe, wo man nur wenige Berliner antraf, außer in der einmaligen Delikatessenabteilung, der größten Europas, wie es hieß. Dort konnte man nicht nur exklusive Leckereien kaufen, sondern diese auch vor Ort konsumieren, von Bockwurst mit Kartoffelsalat mit Bier bis hin zu Krebsen oder Austern mit Champagner.



Aus der Bierstube im sechsten Stock des KaDeWe bot sich einem die hässlichste Aussicht von ganz Berlin. Im Zweiten Weltkrieg hatte man den Stadtteil inklusive aller Eckkneipen dem Erdboden gleich gemacht, wovon auf stille und doch stimmungswaltige Weise der hohle Zahn zeugte, die Überreste der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche.

Wolfgang bestellte bei dem sonnenbankgebräunten Wirt – seinen Teint trug er das ganze Jahr über zur Schau – drei Urquell und holte in der nahegelegenen Fleisch- und Wurstabteilung drei warme Bockwürste mit Brot und Senf.

Javier leerte Franciscos Tasche aus. Ausweis, Führerschein, gefüllter Geldbeutel, Schlüssel, der Blackberry, eine Dreitageskarte für den öffentlichen Nahverkehr in Zone ABC und eine Eintrittskarte für eine Fotoausstellung, außerdem weitere für Museen. In der Vordertasche steckte ein kleiner Stapel Fotos. Aufnahmen von Sergio, vom Haus in Pankow, dem Schwimmbecken, dem Garten, der Einrichtung; alle Zimmer aus diversen Winkeln fotografiert, das Atelier. Ein prächtiges Haus, aber er würde es verkaufen, dachte Wolfgang. Er würde ganz einfach jemand anderen finden müssen.

Javier entdeckte in der Vordertasche noch ein letztes Foto und legte es nach einem kurzen Blick auf den Tisch.

Das war einfach nicht möglich.

Wolfgang spürte, wie das Blut in seinen Ohren rauschte. Es war, als bekäme er nicht genügend Sauerstoff, und er spürte, dass er hyperventilierte. „Nicht anfassen“, sagte er laut. Zu laut wahrscheinlich, denn sowohl Claus und Javier als

auch der Wirt starrten ihn an.

„Vielleicht sind ja noch Fingerabdrücke drauf“, fuhr er in gedämpftem Ton fort. Er zwang sich, seine Atmung in den Griff zu bekommen, wie er das gelernt hatte. Langsam Luft holen, aus dem Bauch heraus, nicht zu viel Sauerstoff auf einmal.

Claus schaute ihn mit einem merkwürdigen Gesichtsausdruck an. „Seltsam“, erklärte er bedächtig, „dass du gerade dieses Foto ausgewählt hast.“

„Warum ist das seltsam?“, fragte Wolfgang.

Claus beugte sich vor und tippte auf das Bild. „Weil auf allen Fotos die Fingerabdrücke von Francisco und Sergio gefunden wurden, außer auf diesem.“

„Und welche Fingerabdrücke waren dann darauf?“, wollte Wolfgang wissen. Das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen, kehrte mit aller Heftigkeit zurück.

„Das ist ja das Merkwürdige. Überhaupt keine“, antwortete Claus. „Gar nichts. Es wirkte fast, als hätte man es sorgfältig saubergemacht.“ Er starrte Wolfgang an. „Was ist eigentlich los mit dieser Aufnahme? Ich begreife gar nichts. Das ist doch ganz einfach ein Foto von deinem Haus in Pankow, genau wie die anderen da.“

Für Claus schien das vielleicht so, aber es gab einen ganz entscheidenden Unterschied.

Das Bild war vom Haus aus aufgenommen, durch die sich öffnenden Türen schaute man auf den Garten, den Rasen, das Schwimmbecken mit einer glatten, unbewegt blauen Wasseroberfläche, die die Wolken in aller Schärfe

widerspiegelte. Eine Kombination aus Grün, Blau und Weiß.  
Und Rot.

Er war abrupt aufgestanden und hatte die Bierstube ohne ein Wort verlassen. Was ihm Claus und Javier nachriefen, war nicht zu ihm durchgedrungen. Er wusste nur, dass er wegmusste, sich bewegen, bevor er noch das Glas auf den Boden warf oder der sich in seiner Kehle aufbauende Schrei sich den Weg nach draußen erzwingen würde. Er war gerannt, die Rolltreppen hinunter.

Wolfgang stellte fest, dass er in der U-Bahn saß, ohne dass er hätte sagen können, wie er dort hingekommen war, und er sah, dass ihn die Leute anstarrten und rasch den Blick abwandten, wenn er ihrem begegnete. Hatte er laut Selbstgespräche geführt? Sah er aus wie ein Sonderling? War an seinem Gesichtsausdruck das Chaos in seinem Kopf abzulesen? Er merkte, dass er das Foto noch in der Hand hielt, und steckte es in die Tasche seines Jacketts.

Die Bahn erreichte die Haltestelle Möckernbrücke, und als ihm bewusst wurde, dass er in der U1 saß, zögerte er keinen Augenblick. Er stieg aus und lief zu dem Bahnsteig, von dem aus die U7 Richtung Rudow abfahren würde. Wolfgang's Ziel war Neukölln. Er musste nachdenken, alles ordnen, und dann würde er zu dem Ort gelangen, wo das möglich war. Wo er ungehemmt er selbst sein konnte, schweigen, wenn er das wollte, und, wenn gewünscht, ein offenes Ohr finden würde.

In Neukölln stieg er an der Station Karl-Marx-Straße aus und lief die belebte breite Straße herunter, bewegte sich im

Slalom zwischen den bunten Menschenmassen hindurch. Viele Frauen mit Kopftüchern, Türken, Marokkaner, Rumänen, Russen, Vietnamesen, Chinesen und noch mehr. Hier vermischten sich die zahllosen Nationalitäten, obwohl von einer tatsächlichen Vermischung keine Rede war. In diesem Schmelztiegel der Kulturen lebte jeder in seiner eigenen, deutlich abgegrenzten Ecke.

Dieser Teil Neuköllns war arm. Hier gab es unzählige kleine Geschäfte, in denen man Currywurst essen konnte, Falafel, Döner, chinesische, vietnamesische oder thailändische Gerichte. Viele Läden mit Billigkleidung und Second Hand-Möbeln, Geschäfte, in denen man zu niedrigen Preisen das Internet benutzen und im Ausland anrufen konnte, und wo jeden Sonntag auf dem Parkplatz des Supermarktes der Flohmarkt und Gebrauchtwagenverkauf stattfand. Hier sah man keine teuren Cabrios oder reichen Russen, die vor Verrücktheit nicht wussten, was sie mit ihrem Geld anfangen sollten, außer so offensichtlich wie möglich damit um sich zu werfen. Dafür musste man zum Kurfürstendamm, zum KaDeWe, wo die Damen für Handtaschen Beträge hinlegten, von denen hier, in Neukölln, eine Familie ein halbes Jahr lang leben musste. Normalerweise genoss er das bunte, lebendige Straßenbild, doch jetzt schenkte er ihm nur wenig Aufmerksamkeit.

Er stolperte über einen herausragenden Pflasterstein, fluchte und ging nach rechts in eine enge Straße, die den blauen Himmel mit ihrem nüchternen und grauen Aussehen herauszufordern schien, was im Übrigen ganz ausgezeichnet zu

Wolfgangs Stimmung passte. „Gitta“ stand knapp im charakteristisch schnörkellosen Stil der Inhaberin auf der Scheibe der Eckkneipe. Er stieß die Tür auf und betrat den Schankraum. Drinnen stand der Rauch förmlich in der Luft – der endgültige Sieg der mächtigen Tabakindustrie, die in ihren mörderischen Praktiken die kleinen Kneipenwirte vor ihren Karren spannte, um das Antirauchergesetz zu torpedieren.

„Mahlzeit“, sagte Wolfgang und gab allen Anwesenden die Hand, bevor er sich auf seinen Stammplatz an der Bar setzte – das übliche Ritual. Immer dieselben Gesichter in dieser Kneipe, die für die meisten von ihnen eine Verlängerung ihres Wohnzimmers darstellte. Gitta stand dort, wo sie immer stand, hinter der Bar, und ihre Bulldogge lag dick und breit auf einer Decke daneben.

„Na, Zivilist“, sagte Gitta. So hatte sie ihn beim letzten Mal auch genannt, vor fünf Wochen, einer gefühlten Ewigkeit, als er ein neues Leben hatte beginnen wollen. Kein Blut mehr, hatte er an diesem ersten Tag gedacht, an dem er kein Hauptkommissar mehr war, aber seitdem bekam er es ohne eigene Schuld ständig mit Morden zu tun, als gäbe es da irgendwo jemanden, der unbedingt seine Pläne vereiteln wollte.

Und jetzt das Foto in Franciscos Tasche.

Gitta schaute ihn prüfend an und zapfte ihm ohne ein Wort ein Bier. Sie hatte wie gewöhnlich ein kurzärmeliges T-Shirt an, sodass man das Tattoo vom Kopf ihrer Bulldogge gut erkennen konnte. Seit etwa einem halben Jahr hatte sie rotes

Haar. Gitta war ungefähr in Wolfgangs Alter, kräftig gebaut und teilte mit ihrer Bulldogge eine Abneigung gegen körperliche Bewegung, was dem Gewicht in beiden Fällen nicht gerade zugutekam. Trotzdem schien es, als habe Gitta diesmal ordentlich abgenommen – im Gegensatz zu dem kleinen Ungeheuer auf dem Teppich. Dessen Silhouette war voller geworden.

„Er hat zugenommen“, meinte Wolfgang mit einer Gebärde in Richtung des leise schnarchenden Tiers.

„Du hättest jetzt auch erst mal sagen können, dass ich schlanker geworden bin. Danke vielmals. Und ‚er‘ ist schwanger. Ich glaube, ich kenne den Vater, und vertrau mir, das wird eine genetisch unverantwortliche Kombination. Die gute Ulla ist leider zu faul oder zu dumm, um sich unerwünschte Männchen zweifelhafter Herkunft vom Leib zu halten.“

„Du musst einfach besser auf sie aufpassen. Wenn sie einfach allein auf die Straße darf, ist doch klar, was passieren kann.“

„Weißt du, so gern man das auch so hätte, man kann nicht alles im Leben planen, Wolfgang.“

Er wusste, dass sie damit auf Claudia anspielte. Er kannte Gitta bereits seit zwanzig Jahren, und sie war einer der wenigen Menschen, mit dem er über Claudias Tod gesprochen hatte. Gitta wusste viel, aber bestimmt nicht alles. Sie hatte die Angewohnheit, ihn anzusehen, als könne sie ihm die Gedanken förmlich aus dem Kopf pflücken und sie bis ins Detail analysieren.

„Wie war's in Spanien?“, wollte sie wissen. „Wo warst du noch mal, an der Nordküste, oder? Hast du was gekauft?“

„Mir ist etwas dazwischengekommen“, erwiderte Wolfgang. Ehe er sich's versah, erzählte er von der Extremadura, den Morden, dem Grund für seine Rückkehr nach Berlin. Aber nichts über das Foto, das ihm in der Jackettasche brannte, sein Leben zum zweiten Mal über den Haufen warf und all seine sorgfältig aufgebauten Sicherheiten mit einer einzigen Bewegung vom Tisch fegte. Während sie Bier zapfte, hörte Gitta ihm zu und unterbrach ihn nur hin und wieder, wenn sie einem Gast ein Glas brachte.

„Du kannst einfach nicht aus deiner Haut“, kommentierte sie, als er schließlich schwieg. „Einmal ein Polizist, immer ein Polizist. Und wie sieht das mit dieser Julia aus - läuft da was zwischen euch? Sie klingt interessant.“

Er hatte sein Bestes getan, so neutral wie möglich über Julia zu erzählen, aber Gitta konnte man nichts weismachen. Er zog die Schultern hoch. „„Interessant“ ist nicht das richtige Wort. Sie ist sehr komplex.“

Julia war seit Kurzem der komplizierteste Faktor in seinem Leben. Diese auf irritierende Weise unvorhersagbare Frau. Er dachte an ihren letzten gemeinsamen Augenblick und wünschte sich, er wäre wieder bei ihr.

„Komplex“, wiederholte Gitta langsam. Sie schaute ihn mit einem halb mitleidigen Blick an. „Was Frauen betrifft, musst du immer noch viel lernen. Vielleicht solltest du dir lieber einen Hund halten, den kannst du dann so abrichten, wie es dir passt.“

So einen blöden Köter, der dann bei ihm zu Hause herumlag – nur über seine Leiche. Und was seine Frauen betraf, stand Gitta kein Urteil zu. Claudia war sie ganze zweimal begegnet, und Julia kannte sie überhaupt nicht.

„Hunde lassen sich sehr leicht einschätzen“, fuhr Gitta fort. Sie füllte sein Bierglas zum dritten Mal auf und stellte es ihm vor die Nase. „Sie sind schon froh, wenn sie Futter und ihren täglichen Spaziergang bekommen. Gut, Ulla bewegt sich nicht sehr gerne, sie ist aber auch ein ganz besonderer Fall. Hin und wieder möchten Hunde gestreichelt werden. Sehr übersichtlich, das Ganze. Zum Wohl.“

Wolfgang merkte plötzlich, dass er entsetzlichen Durst hatte, und trank schnell sein Bier aus. Gitta steckte sich eine neue Zigarette an.

„Also hat man den Spanier, der dein Haus kaufen wollte, ermordet. In Pankow. Wie heißt diese Schrebergartenkolonie noch mal?“

„Klein Eden.“

Gitta zog die Augenbrauen hoch. „Klingt sehr paradiesisch. Da gibt's wahrscheinlich viele Äpfel. Pass nur auf.“ Sie beugte sich zu ihm hin und sagte leise: „Schau dich nicht sofort um, aber am Fenster sitzt ein Mann und starrt dich schon die ganze Zeit an.“

Wolfgang bezwang den Drang, sofort hinzuschauen. Den Gedanken, dass ihn jemand so beobachtete, empfand er als besonders unangenehm. Er wandte sich langsam um, ließ den Blick wie zufällig durch den Schankraum schweifen und sah, wer ihn da vom Fenstertisch aus observierte.



## Sechstes Kapitel

„Dann hättest du mich eben nicht einfach so beim Fettsack zurücklassen dürfen. Wenn du nicht willst, dass man dir folgt, musst du dich einfach ab und zu umschauen, das solltest du doch eigentlich wissen.“ Mit einer geschmeidigen Bewegung nahm Javier auf den Barhocker neben Wolfgang Platz. „Warum setzt du dich nicht direkt zu mir, statt einen auf Polizeibeamten in Zivil zu machen?“

„Weil du in ein Gespräch vertieft warst und ich nicht so unhöflich bin, mich ungefragt in Unterhaltungen einzumischen“, antwortete Javier und wandte sich mit einem „Bier *por favor*“ an die neugierig dreinschauende Gitta, die ohne weitere Höflichkeiten darum ersuchte, vorgestellt zu werden.

Wolfgang kam dieser Bitte nach; Javier und Gitta schüttelten einander die Hand, und dann verschwand Gitta hinter ihrem Zapfhahn. Während sie sich um das Bier kümmerte, musterte sie Javier mit unverhohlenem Interesse.

Javier trommelte ungeduldig und mit durstigem Blick auf dem Tresen herum. „Warum dauert das hier nur immer so lange? In Spanien ist das eine Sache von fünf Sekunden.“

„In Spanien haben sie auch absolut keine Ahnung vom Zapfen“, erwiderte Wolfgang. „Ein gut gezapftes Bier kostet den Wirt Zeit und erfordert vom Gast Geduld. Schau doch, was für herrlicher Schaum da auf deinem Bier entsteht; eine prächtige Blume, die dich dazu einlädt, hineinzubeißen.“

„Ich mag keinen Schaum. Außerdem ist das Bier hier immer lauwarm. Bier muss eiskalt sein.“

„Du Barbar, eiskaltes Bier schmeckt doch nach nichts. Das haben sich die Brauer ausgedacht, damit auch Frauen Bier trinken, genau wie eiskalten Sherry.“

„Du willst doch nur das Thema wechseln. Es ging gerade darum, dass du mich allein bei diesem unmöglichen Fettsack zurückgelassen hast, mit dem ich nicht kommunizieren kann, was übrigens auch der Fall wäre, wenn wir dieselbe Sprache sprechen würden. Warum bist du so plötzlich ohne jede Erklärung verschwunden? Was hast du denn? Was ist mit dem Foto, das du mitgenommen hast? Ich verlange eine Erklärung.“ Er machte eine Gebärde, als wolle er seine Fingerknöchel knacken lassen, schien sich dann aber eines Besseren zu besinnen und verschränkte die Arme übereinander.

Wolfgang holte das Foto aus der Tasche und legte es auf den Tisch. Blau, Grün und Weiß.

Und Rot. An einer Ecke des Schwimmbeckens saß ein großer roter Kater und starrte konzentriert sein eigenes Spiegelbild im Wasser an.

Der rote Kater, der vor fünf Jahren zusammen mit Claudia ermordet worden war.

Claudia hatte dieses Bild gemacht, und es hatte in ihrem früheren Apartment in Charlottenburg in einem Rahmen auf dem Tisch gestanden. Nach Claudias Ermordung war es plötzlich verschwunden.

Damals hatte es Wolfgang erstaunt, dass das Foto weg war, aber dabei hatte es sich lediglich um ein Detail gehandelt,

eine Trivialität in einer Phase der Verzweiflung, in der der Schlaf nichts als Albträume für ihn bereithielt und ihm die Stunden des Tages die Bilder einer entstellten Claudia auf die Netzhaut projizierten. Selbstzerstörung war seine einzige Option gewesen. Und beinahe hätte er es auch geschafft. Er schaute zu Gitta hinüber. Beinahe.

Javier hatte ihm aufmerksam zugehört. Wie war es nur möglich, dass das Foto jetzt plötzlich unter den Besitztümern des ermordeten Francisco auftauchte, lautete seine ebenso berechtigte wie beunruhigende Frage. Es musste einen Zusammenhang zwischen dem Mord an Claudia und dem an Francisco geben. Aber so etwas konnte nicht bestehen, unmöglich. Trotzdem war das der Fall.

Zwei Stammgäste wurden im Gespräch laut, woraufhin sie Gitta energisch zur Ordnung rief. Die Bulldogge jammerte leise im Schlaf, und Wolfgang beneidete das Tier. Ein Wesen ohne Probleme, ohne psychische Schmerzen, mit einer eindimensionalen Welt, die aus Essen, Schlafen und Zuneigung bestand. Schwierige Entscheidungen oder existenzielle Zweifel gab es darin nicht. Er starrte zu der Kachel hinter der Bar hinüber, auf der der überzeugende Spruch „Kein Alkohol ist auch keine Lösung“ zu lesen war – eine nur allzu offensichtliche Wahrheit. Jeder brauchte etwas, um die Wirklichkeit erträglich zu machen, die scharfen Kanten abzuschmirgeln, zu vergessen, auch wenn es nur für eine kurze Zeit war, und nur zum Schein.

Gitta stellte ein Glas Bier mit einer perfekten, prächtigen Blume vor Javier ab. „*Aquí tiene usted.*“

Wolfgang starrte sie an.

„Jetzt guck nicht so, ich habe ein paarmal in Spanien Urlaub gemacht. Ein kleines Bisschen Spanisch ist dabei hängen geblieben.“

Ein kleines Bisschen Spanisch, so so. Aus irgendeinem Grund war Wolfgang davon ausgegangen, Gitta hätte nie auch nur einen Fuß aus Deutschland oder sogar Berlin gesetzt. Sie strahlte etwas so Ur-Berlinerisches aus, wirkte wie jemand, der niemals aus seiner eigenen Gegend, seinem Kiez, herauskam. Ganz offensichtlich hatte er sich da getäuscht. Plötzlich wurde ihm klar, dass er wenig bis nichts von ihr wusste, im Gegensatz zu Gitta, die ihre Gäste durch und durch kannte, weil sie die Gabe besaß, dass sich die Leute in ihrer Kneipe mit Wohnzimmerflair wie daheim fühlten. Sie sprach mit ihnen, lachte mit ihnen, hörte sich ihre Jammereien und ihre häufig auf tragische Weise aussichtslosen Lebensgeschichten an und wurde streng, wenn das nötig war. Genau betrachtet erzählte sie jedoch nur selten etwas von sich selbst, und wenn sie das doch einmal tat, gab sie nur Wohldosiertes preis. In dieser Hinsicht erinnerte sie ihn an Julia.

Javier trank von seinem Bier und wischte sich verärgert den Schaum von der Nase.

Wolfgang berichtete von dem Foto, wobei ihm bewusst wurde, wie merkwürdig es war, dass plötzlich kurz nacheinander zwei von Claudias Aufnahmen auftauchten. Eine von einer Gruppe Neonazis und eine persönliche. Es war, als strecke sie aus dem Grab die Hände nach ihm aus, mit dem Einzigen, was es

außer Erinnerungen noch von ihr gab. Mit Fotos, die ihr Leben bedeutet hatten.

Javier hörte Wolfgang zu und schaute dabei skeptisch drein. „Muss denn da zwingend ein Zusammenhang bestehen?“, fragte er. „Vielleicht täuschst du dich ja: Das Foto lag irgendwo in deinem Haus in Pankow herum, und dort hat Francisco es gefunden – das scheint mir eine logische Erklärung.“

„Ich täusche mich ganz bestimmt nicht.“

„Das will ich hoffen“, erwiderte Javier. Er starrte Wolfgang an, und ihm schien noch etwas auf der Zunge zu liegen, aber er sagte nichts mehr.

## Siebttes Kapitel

Gitta beobachtete die beiden aufmerksam. Wolfgang sah gut aus mit seinem langen, immer gepflegten Pferdeschwanz, seinen kurzen spanischen Lederstiefeln, den maßgeschneiderten Jacketts und den schicken Lederjacken. Hübsch war er nicht, aber verdammt attraktiv. Und er achtete auf sich. Außer in der Zeit kurz nach Claudias Ermordung. Im darauffolgenden Jahr hatte Gitta miterlebt, wie er langsam zusammengebrochen war, und zwar völlig. Vor der Außenwelt und seinen Kollegen hatte er das ziemlich gut verbergen können, aber nicht vor ihr, nicht, wenn er sich in ihrer Kneipe aufhielt. Alkohol spielte eine Rolle, und noch etwas anderes, Gott weiß, was. Sie hatte sich das Ganze eine Zeit lang angesehen, bis er irgendwann vom Barhocker fiel und

nicht mehr aus eigener Kraft aufstehen konnte. Da hatte sie eingegriffen, die Kneipe geschlossen und ihn mit einiger Mühe auf das Sofa im Hinterzimmer geschleppt. Am folgenden Morgen hatte sie nach zwei Tassen starken Kaffees gesagt: „Ich weiß, was du vorhast, und wenn du so weitermachst, wird es dir auch gelingen. Es reicht. Wir sprechen jetzt darüber.“

Und er hatte gesprochen - zuerst widerwillig, doch schon bald hatte er mit beängstigender Heftigkeit alles von sich gegeben. Gitta hatte ihm zugehört. Fasziniert. Mit Abscheu und einem Mitleid, das aus ihrem tiefen Inneren kam, und seitdem besaß er einen Platz in ihrem Herzen, wie er lange Zeit niemandem mehr zugekommen war. In diesem Augenblick wurde ihre Freundschaft geboren. Und dann hatte sich Wolfgang Gott sei Dank wieder aufgerappelt.

Sie betrachtete Javier. Der brauchte sich mit seinem dunklen Haar und seinen dunklen Augen, seinen mediterranen Teint und seine muskulösen Gestalt auch nicht zu verstecken. Er erinnerte sie an einen schwarzen Panther, schön und graziös und gefährlich. Niemand, den man gegen sich aufbringen wollte. Einen Ehering trug er nicht. Wahrscheinlich war er mit seiner Arbeit verheiratet und hatte sich irgendwann von einer Frau scheiden lassen, die dumm genug gewesen war, immerzu an erster Stelle stehen zu wollen, und sich nicht genug für die Person hinter dem *Guardia Civil*-Beamten interessiert hatte. Kurzum, vor ihr saßen zwei Männer, die sich nicht gerade mit Ruhm bekleckert hatten, was die Partnerwahl betraf.

Wolfgang hatte nur wenig Ahnung, wenn es um Frauen ging, und das, obwohl er sie sich aussuchen konnte, auch wenn er das kaum wahrzunehmen schien. Und wen hatte er sich ausgesucht? Claudia Stein. Eine talentierte und getriebene Fotografin, das musste Gitta zugeben. Bei den wenigen Gelegenheiten, zu denen Gitta sie getroffen hatte, war sie freundlich gewesen. Aber so verdammt ernst.

Gitta zog an ihrer Zigarette und stieß genießerisch den Rauch aus. Claudia, die nie etwas Spontanes getan hätte, kaum Sinn für Humor hatte, weil sie alles, sich selbst eingeschlossen, so ernst nahm. Gitta hatte sich innerhalb von drei Minuten eine Meinung über sie gebildet, und ihre ersten Eindrücke täuschten sie nicht oft. Wolfgang hatte Claudia auf Händen getragen. Für ihn war sie die perfekte Frau, und er betrachtete ihre Beziehung als ideal. Letzteres wagte Gitta zu bezweifeln. Sofern es eine ideale Beziehung überhaupt gab, natürlich. Sie persönlich vertrat die Ansicht, dass man diese Frage mit einem resoluten Nein beantworten musste.

Die Bulldogge erhob sich von ihrer Decke, streckte sich und schaute sie fragend an, was bedeutete, dass es an der Zeit war, sie hinauszulassen. Das Tier mochte keine frische Luft, wusste aber, dass drinnen Pinkeln bestraft werden würde, und zwar mit einer zusätzlichen Portion Bewegung im Park.

„Johannes, lässt du kurz Ulla raus?“, fragte sie und übergab ihm die Leine. Wenn ihre Stammgäste hier sowieso fast wohnten, durften sie auch ihren Anteil an den Haushaltspflichten übernehmen. Heute war Johannes an der

Reihe, denn der saß schon den ganzen Tag herum und jammerte über die Regierung, die Ausländer, die Osis und seine Pension, von der er sich kaum ein Bierchen oder eine Zigarette leisten konnte. Jammern, das konnten sie alle. Die Zigarette war allerdings wahrscheinlich das Letzte, was der klagende Teil der Bevölkerung aufgeben wurde. Sie wusste, dass ihre Kneipe eigentlich rauchfrei hätte sein müssen, und ihr war klar, dass auch sie selbst mit dem Rauchen aufhören sollte. Warum war sie nur so schwach gewesen, immer wieder anzufangen?

Johannes ließ einigen schwachen Protest hören, zog aber gehorsam die Bulldogge an ihrer Leine nach draußen. Gitta erzitterte innerlich, als sie an den Dackel des Nachbarn dachte. Die Welpen würde nie im Leben jemand haben wollen. Vielleicht wurde es bald Zeit für drastische Maßnahmen. Scheiße.

Gitta sah, dass Herbert und Gunnar schon vor halb leeren Gläsern saßen, genauso wie übrigens Wolfgang und Javier. Sie durfte sich nicht so ablenken lassen. Sie nahm sich ein paar 0,4 Liter-Gläser und fing an zu zapfen. Von dem Gespräch gerade eben hatte sie nur wenig mitbekommen, aber dieses Wenige fand sie faszinierend. Und was seine spanische Schönheit betraf, so war diese Julia wahrscheinlich eine gute Wahl für Wolfgang. Der mochte nämlich keine Unvorhersehbarkeiten. Sicherheit wünschte er sich. Wollte die Dinge rational erfassen. Planen. Mit seinen fünfundfünfzig Jahren hatte er noch immer nicht begriffen, dass man einige Dinge ganz einfach nicht zu hundert Prozent



in der Hand hatte und dass so etwas auch Vorteile mit sich brachte. Es bereicherte das Leben mit einem Funken Überraschung, und die brauchte der Durchschnittsmensch ab und zu. Wolfgang ganz offensichtlich nicht, aber der war auch kein Durchschnittsmensch.

Die beiden Männer hatten sich einander zugewandt und sprachen in gedämpftem Ton Spanisch, während Gitta ihre Gedanken wieder abschweifen ließ.

Wie überrascht Wolfgang ausgesehen hatte, als sie sagte, dass sie Spanien aus dem Urlaub kannte. An seinem Gesicht hatte sie ganz genau ablesen können, was er dachte: Gitta? Die war doch so mit ihrem Kiez verwachsen, dass sie ihn nie verließ. Wahrscheinlich vermutete er, sie wäre hier in diesem Teil Neuköllns geboren und aufgewachsen und wohne über ihrer Eckkneipe in einem kleinen, dunklen Apartment, das nur wenig geschmackvoll und ziemlich kitschig eingerichtet war.

Nichts entsprach weniger der Wahrheit. Schon als Achtzehnjährige hatte sie im Ostberliner Treptower Park eine Kneipe eingerichtet, kaum einen Kilometer von ihrem heutigen Laden entfernt. So nah und damals doch so weit weg, wegen der Mauer, die Treptow und Neukölln voneinander trennte. Es war seltsam gewesen, nach dem Mauerfall durch Berlin zu spazieren. Damals herrschte eine Atmosphäre der Aufregung und der Hoffnung. Die erste Reklame aus dem Westen nach dem, was man so euphemistisch als „die Wende“ bezeichnete, hatte am Alexanderplatz gehangen: ein großes Plakat mit dem Text „Philips bringt Sie glatt nach Mallorca“. Und sie waren

losgezogen, nach Mallorca und an andere Orte. Unter den wachsamen, bevormundenden Augen der Welt waren sie, gut rasiert oder nicht, in ihren Trabis mit dem gehäkelten WC-Rollenhalter auf der Hutablage und dem obligatorischen Stoßstangenaufkleber mit dem Text „Let's Go West“ aufgebrochen, ohne zu wissen, dass die Freiheit unvermutete Konsequenzen haben konnte. Gitta dachte an all die inzwischen nicht mehr so jungen Männer, die hatten erleben müssen, wie ihre Illusionen sehr schnell in Desillusionierung umschlugen, die ihre Arbeit und manchmal auch ihre Frau verloren hatten und machtlos mitansahen, wie sich ihre Welt veränderte. Die düster in ihrer Eckkneipe saßen und sich betrogen fühlten, was auch tatsächlich der Wahrheit entsprach. Eine von vorneherein als Kollateralschaden abbeschriebene Generation. Die schwierigen Erfahrungen hatten Gitta gelehrt, dass die Freiheit kein einfaches Konzept war. Das Leben bestand für sie nicht aus Schwarz oder Weiß, sondern bewegte sich häufig in einer breiten, undeutlichen Skala aus Grautönen. Die echte Freiheit hatte man im Kopf, und sie wurde von Sehnsucht gespeist. So einfach war das. Sie schaute zu Wolfgang hinüber, der nicht wusste, dass sie im Ostberliner Stadtteil Treptow geboren war. Genau wie ihre Gäste kannte er nur wenige Details aus ihrer Vergangenheit, und sie achtete sorgfältig darauf, dass das auch so blieb. Sie war täglich in ihrer Kneipe, außer am Sonntagabend und am Montag - diese Zeit gehörte ihr allein, und sie nutzte sie für Aktivitäten, über die ihre Stammgäste einigermaßen

erstaunt gewesen wären. Fast sechs Tage in der Woche verbrachte sie hier in der Gesellschaft ihrer Gäste, die keinen interessanteren Ort kannten, wo sie die Zeit hätten totschiagen können oder für die ihr Zuhause nichts als ein Raum zwischen vier Wänden war, in dem niemand auf sie wartete, kein anderes Lebewesen mit ihnen sprach und sich die Wände mit ihrem Tapetenmuster immer enger um sie schlossen. Und obwohl diese Menschen Gitta hin und wieder mit ihrer Passivität und ihren Klagen entsetzlich auf die Nerven gingen, konnte sie sie nicht im Stich lassen, weil sie nur so wenig im Leben hatten. Gittas Kneipe war eine der wenigen positiven Ausnahmen im engen Spektrum ihrer Existenz.

Darum lag hier auch dieses Ungetüm Ulla auf seiner Decke. Im Gegensatz dazu, was jeder annahm, mochte sie eigentlich keine Hunde, und ein hässlicheres Wesen als die Bulldogge war ihr noch nie begegnet. Sie hatte das miserable Häufchen Elend eines Morgens vor ihrer Kneipe gefunden und nach einer Minute des ernsthaften Zweifelns hereingelassen. Seitdem lag die Bulldogge auf ihrer Decke und war – so hoffte Gitta jedenfalls – dankbar für diese impulsive Aktion.

Das Tattoo war später hinzugekommen, an einem Tag, an dem die Fehler, die sie im Leben gemacht hatte, Gittas Gedanken beherrschten und sich nicht verscheuchen ließen, nicht einmal oder vielleicht auch gerade nicht mit viel Bier und Korn. In einem Versuch, sich abzulenken, hatte sie Zuflucht zu einem so einem drastischen Schritt genommen, den die Gäste auf jeden Fall zu schätzen wussten.

Dramatische Entscheidungen treffen, das konnte sie gut. Schon immer. Es hatte ihr Einiges eingebracht, sie aber auch viel gekostet.

Bald würde sie mit Ullas Welpen dasitzen. Warum hatte sie das Tier nicht sterilisieren lassen? Es war nicht das erste Mal, dass sie aus Mitleid ein hilfsbedürftiges Geschöpf ins Haus geholt hatte, ohne sich die Konsequenzen gut zu überlegen. Ihre Gedanken schweiften in die Vergangenheit ab. Wie naiv sie gewesen war ... Aus diesem Zustand hatte man sie schließlich mit rauher Hand wachgerüttelt. Ihr Selbstwertgefühl hatte sie schon längst wiedergefunden, aber man hatte ihr etwas genommen, das ihr niemals jemand würde zurückgeben können. Ihre Rache hatte Gitta bekommen, und zu ihrer Überraschung war sie nicht einmal süß gewesen. Inzwischen wusste sie auch, warum. Wenn man Rache nahm, begab man sich auf das Niveau des anderen herab, der einem etwas angetan hatte. Und das bedeutete, dass man sich selbst auf einem moralischen Tiefpunkt befand. Jung und naiv war sie gewesen, voller Ideale. Jetzt war sie im mittleren Lebensalter, stand wieder fest mit beiden Beinen auf der Erde und vertraute nur wenigen Menschen. Trotzdem ließ sie immer noch unbekannte Wesen in ihr Leben. In gewisser Hinsicht hatte sie aus ihren Fehlern nur wenig gelernt.

## Wer ist Ellen G.?

Leen Lever, Marketingmanagerin im Verlag Manteau, hat Ellen Gerretzen ein paar Fragen gestellt, um sich ein Bild von der Schriftstellerin machen zu können - und davon, was sie dazu bewegt, Thriller zu schreiben.

Woher kommt Ihr Bedürfnis, Thriller zu schreiben?

Als ich mit dreizehn Jahren meinen ersten Agatha Christie las, wusste ich, dass ich einmal einen Thriller schreiben würde. Seitdem habe ich Werke dieses Genres förmlich verschlungen. Neben Agatha Christie gehören John le Carré und Elizabeth George zu meinen Lieblingsautoren. Ich hatte immer im Hinterkopf, einen Thriller schreiben zu wollen, und dann kam ein Augenblick, in dem das dringend wurde; ich bekam den Gedanken einfach nicht mehr aus dem Kopf und habe irgendwann gesagt: „Ich kündige jetzt meinen Job, ich werde schreiben.“ Für unser Familieneinkommen bedeutete das einen ziemlichen Einbruch, aber das war es wert, denn jetzt tue ich das, was ich am liebsten tue. Es ist harte Arbeit; ich habe Jahre an *Bluthochzeit* gesessen, den Text geschrieben und wieder umgeschrieben, und dabei habe ich viel gelernt. Schreiben ist ein fester Teil meines Lebens geworden, und ich kann mir nicht mehr vorstellen, einmal einen Tag lang nicht zu schreiben. Jetzt, wo ich einmal damit angefangen habe, weiß ich, dass ich nie mehr werde aufhören können.

Warum spielen Ihre beiden ersten Thriller in Spanien und

Berlin?

Schon seit mehreren Jahrzehnten lebe ich abwechselnd in Spanien, Amsterdam und Berlin. Nach fast dreißig Jahren Spanien und Berlin habe ich das Gefühl, dass ich die Atmosphäre gut genug kenne, um dort einen Thriller spielen zu lassen. Die Atmosphäre ist für mich entscheidend, eine Stadt oder ein Land darf nicht nur als Kulisse für meine Bücher dienen, sondern muss Teil des Buches ausmachen. Ich muss mich dort gut auskennen und vor allem etwas dabei empfinden. Diese beiden Bücher hätte ich nicht mit Dreißig schreiben können.

Wie erleben Sie es, an verschiedenen Orten zu wohnen?

Es ist eine Bereicherung, an verschiedenen Orten zu leben und sich dort zu Hause zu fühlen. Ich habe dadurch auch eine andere Perspektive auf die Niederlande und auf Amsterdam bekommen. Es wird einem deutlicher bewusst, dass die Niederlande nicht die Norm darstellen, und ganz bestimmt nicht den Mittelpunkt der Welt, und man lernt, dass es andere Arten gibt, zu leben und die Dinge zu sehen.

Relativierungsvermögen finde ich wichtig. Man muss doch ab und zu über sich selbst lachen können.

In Spanien spielt sich das Leben viel mehr außer Haus ab, und das finde ich attraktiv. Das Leben in meinem Dorf ist sehr übersichtlich. Tagsüber schreibe ich, mittags esse ich zusammen mit meinen Lebensgefährten und trinke einen Wein, und danach schreibe ich noch ein bisschen weiter. Am Abend machen wir unsere feste Runde durch das Dorf, dabei trinken

wir hier und da ein Glas mit Freunden und Bekannten. Ein Auto habe ich nicht, ich benutze eine dreiundzwanzig Jahre alte Mobylette. Hin und wieder nehme ich mir einen Tag frei, und wir machen einen Motorradausflug durch die wunderschöne Umgebung, in die Nachbardörfer, manchmal auch über die Grenze nach Portugal.

Berlin ist eine andere Welt. Ich habe sechs Jahre erlebt, in denen die Mauer noch stand, und damals oft meine Freunde in Ostberlin besucht. Dass die Atmosphäre in Ost- und Westberlin so unterschiedlich war und dass ich so viele Gespräche mit Freunden in beiden Teilen der Stadt geführt habe, ist für mich eine sehr wertvolle Erfahrung.

Die Essenz einer Stadt liegt für mich nicht nur in schönen Gebäuden, Denkmälern und Museen, denn dort trifft man nicht auf die Einwohner selbst. Das Alltagsleben findet man in den Stadtvierteln, auf der Straße und in Kneipen, was bedeutet, dass ich mich nicht nur im Stadtzentrum aufhalte. Die Stadtzentren von Metropolen werden einander sowieso immer ähnlicher, und das ist nicht spannend. Während der vergangenen Jahrzehnte haben wir alle Ecken von Berlin erkundet, was auch am ergiebigsten war. Übrigens darf man sich nicht täuschen, was das betrifft; an einem solchen Tag bekomme ich leicht fünfzehn bis zwanzig Kilometer Fußweg zusammen.

So haben wir es auch in anderen Städten gemacht, zum Beispiel in Lissabon, Antwerpen, Brüssel, Los Angeles, New York und Atlanta, die wir bis in die hintersten Ecken erforscht haben. Ich laufe für mein Leben gern in Städten

herum; ich liebe die Betriebsamkeit, die vielen unterschiedlichen Dinge und das Tempo. Als ich noch einen Vollzeitjob hatte, bin ich in jeder freien Minute verreist und meistens direkt von der Arbeit aus mit einem kleinen Koffer nach Schiphol gefahren. Mein Geld habe ich größtenteils für Flüge und Hotels ausgegeben, und natürlich für Thriller und andere Bücher. Oft fuhr ich nach der Rückkehr aus Sevilla, Berlin oder New York direkt vom Flughafen aus ins Büro und saß dort pünktlich um neun Uhr am Schreibtisch. Ein solcher Lebensstil erfordert natürlich einige Entscheidungen. Mein Motto lautet „Travel light“ – ich bin immer mit leichtem Gepäck unterwegs.

Wie lernen Sie das Alltagsleben der Menschen kennen?

Indem ich immer wieder an dieselben Orte zurückkehre. Es gibt einige Stellen, an denen man gut Leute kennenlernen kann: auf der Straße, in Läden, in Museen, in der Kirche, in Kneipen. Wo kommt man mit ihnen ins Gespräch? In der Kneipe. Vorausgesetzt natürlich, man beherrscht die Sprache.

Im Laufe der Jahre haben wir die Anzahl unserer Reiseziele ein wenig eingeschränkt: Wenn man ein Land gut kennenlernen will, muss man häufiger dorthin fahren. Das hat auch den Vorteil, dass man Dinge entdeckt, die einem sonst nicht auffallen würden. In den spanischen Bars, die wir besuchen, bin ich oft die einzige Frau. Deshalb denkt man anfangs, dass Frauen einfach nicht in Kneipen gehen, bis man entdeckt, dass Frauen dort durchaus auch auswärts ein Gläschen trinken, allerdings eher am Wochenende, und nicht



tagsüber, weil sie dann zu Hause in der Küche stehen.

Im Zentrum von Berlin sieht man viel mehr ältere Menschen als in Amsterdam. In Berlin ist es ganz normal, dass ältere Frauen abends irgendwo etwas essen und dazu ein ordentliches Glas Wein trinken. Und in Belgien sind um zwölf Uhr mittags die Kneipen und Cafés voll, auch voller Frauen. Die Spanier trinken gern in ihrer Mittagspause um ein Uhr ein Gläschen. In den Niederlanden ist das anders; da heißt es, dass man vor fünf Uhr nachmittags keinen Alkohol trinken sollte. Nicht, dass ich mich danach richten würde.

Wenn ich Ihnen so zuhöre, bekomme ich den Eindruck, dass Sie ziemlich viel Zeit in Kneipen zubringen.

Ich kann verstehen, dass Sie darüber lachen müssen! Aber so extrem ist es nun auch wieder nicht. Kneipen eignen sich wirklich gut dafür, Menschen zu begegnen. Diese ganzen verschiedenen Kneipen in den verschiedenen Ländern, von denen jede ihre ganz eigene Atmosphäre hat, inspirieren mich.

Trendige Bars, in denen man vor allem darauf achtet, welche Armbanduhr jemand trägt oder welche Handtaschen jemand hat, mag ich weniger; mir gefallen gewöhnliche, traditionelle Kneipen besser, in die die Leute kommen, um sich zu unterhalten – oder um zu schweigen – und ihr Gläschen zu trinken. Das können stilvoll eingerichtete traditionelle Kneipen sein, atmosphärische spanische Bars mit großen Sherryfässern, aber auch kleine, unansehnliche Bars mit nur wenigen Quadratmetern Fläche, in denen der Putz in großen

Stücken von der Wand fällt und Kakerlaken über den Flur huschen. Ich liebe Kontraste und lasse mich von hässlichen Einrichtungen und gefährlich aussehenden Männern nicht abschrecken. Es wäre unklug, sich nur von Äußerlichkeiten beeinflussen zu lassen.

Sie haben sich für einen Mann als Hauptfigur entschieden – für eine Schriftstellerin ist das eher außergewöhnlich. Für mich stand von Anfang an fest, dass mein Protagonist ein Mann werden würde. Ich will Thriller schreiben, die sowohl Männer als auch Frauen ansprechen, und ich hatte die Vermutung, meine Bücher würden mit einer weiblichen Hauptfigur zu sehr zu ‚Frauenthrillern‘ werden. Darum habe ich mich für einen Mann entschieden, und zwar für einen komplizierten, der meint, er könne seiner traumatischen Vergangenheit entkommen, indem er in Frühpension geht.

Enthalten Ihre Figuren auch Eigenschaften von Ihnen selbst? Aber natürlich. Meine Figuren sind für mich lebensecht, und ich finde mich in ihnen wieder. Zu Wolfgang empfinde ich die stärkste Affinität. Er ist sehr rational, besitzt aber auch eine emotionale Seite, die er allerdings am liebsten verleugnet. Gitta hat ihre „Ich lasse mir nicht alles bieten“-Einstellung von mir bekommen. Bei Julia ist es gerade andersherum; sie hat Eigenschaften, die ich selbst gerne hätte, zum Beispiel ihre Extravertiertheit. Und dann ist da noch ... Aber nein, das verrate ich lieber doch nicht.